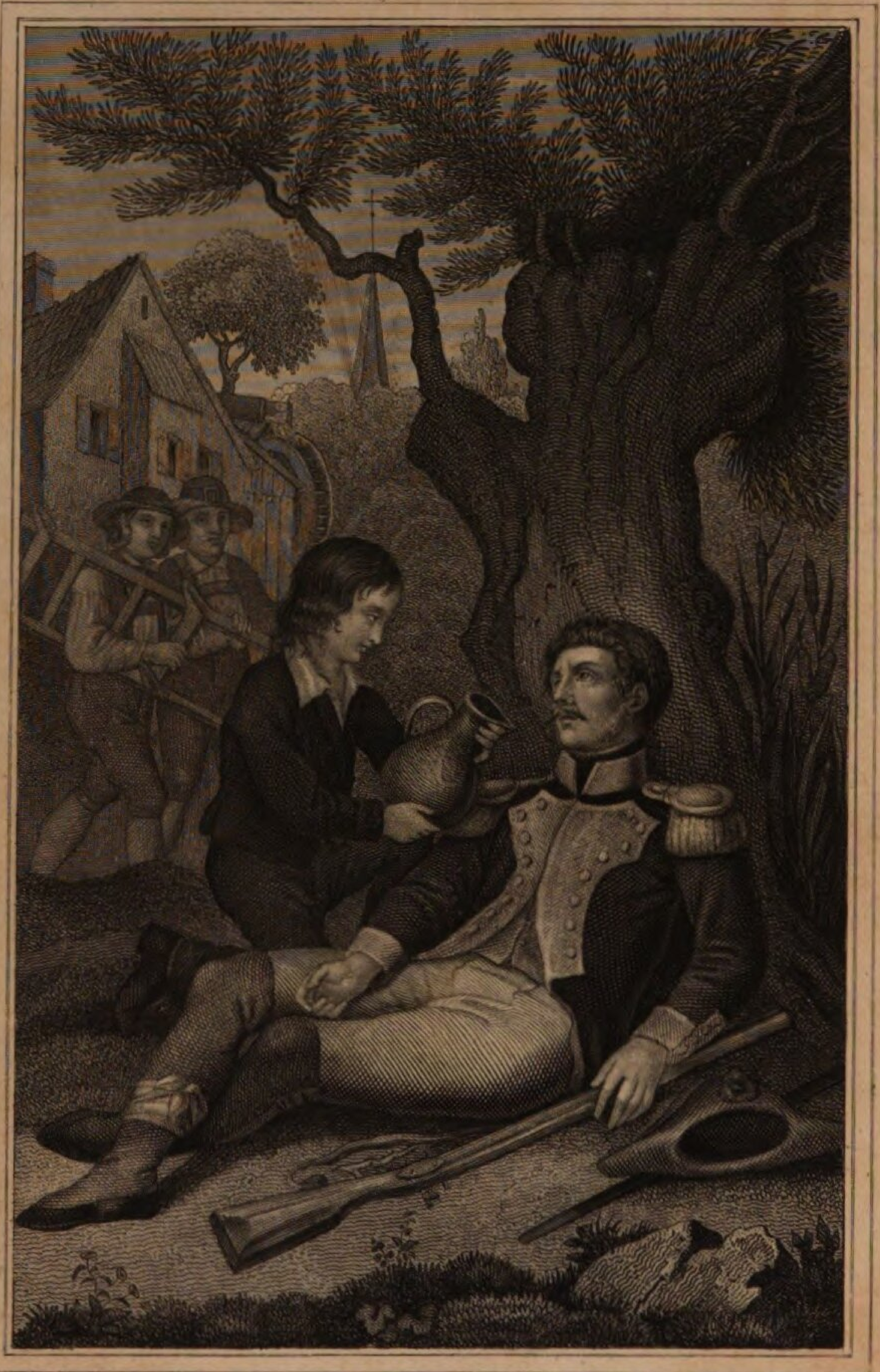
Bibl. Mont.
789
-3-

789
(3
Bibl. Mont. 798-3

<36624897660017

<36624897660017

Bayer. Staatsbibliothek



Th. Guggenberger gez. Stahlstich v. Carl Mayer's K. A. in Nürnberg.

LUDWIG, DER KLEINE AUSWANDERER.

Gesammelte
Schriften
des
Verfassers der Ostereier,
Christoph von Schmid.

Originalausgabe von letzter Hand.

Drittes Bändchen.

Augsburg,
Verlag der J. Wolffischen Buchhandlung.
1841.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Ludwig,

der

kleine Auswanderer.

Erstes Kapitel.

Das verirrte Kind im Walde.

Lorenz Linder, der Pächter eines kleinen Landgütchens zu Ellersee, war mit Anbruch der Morgenröthe in den Wald gegangen, und hatte den ganzen Tag hindurch Holz gefällt. Als die Sonne sich zum Untergange neigte, machte er sich, mit einem großen Büschel Reisholz auf dem Rücken und mit seiner Axt über der Schulter, auf den Weg nach Hause. Da hörte er aus einem Dickicht des Waldes eine kläglich jammernde Stimme. „Ach," sagte Lorenz voll Mitleids, „das ist ein Kind, das sich in dem Walde verirrt hat. Ich will es aufsuchen, und auf den rechten Weg führen."

Er drang mit Mühe durch das verwachsene Gesträuch, und kam auf einen grünen Platz, der rings von Schlehendornen und Haselstauden umgeben war, und in dessen Mitte ein großer Eichbaum stand. Unter dem Baume kniete ein holder, lieblicher Knabe von etwa sechs bis sieben Jahren.

Der Knabe blickte mit seinen schönen, schwarzen Augen andächtig zum Himmel; die hellen Thränen floßen ihm über die röthlichen Wangen, und seine empor gehobenen Hände waren fest gefaltet. Er war sehr gut und zierlich gekleidet. Sein dunkelblauer Frack war von sehr feinem Tuche; alle übrige Kleidungsstücke waren weiß wie Schnee. Reichliche schwarze Locken hingen ihm auf die Schultern herab; den Hals trug er bloß, und ein schön gestickter Halskragen vom feinsten Nesseltuche war über das dunkelblaue Kleid ausgebreitet. Der bekümmerte Kleine hatte übrigens weder Hut noch Mütze bei sich. Er wiederholte jetzt die Worte, die er schon mehrere Male laut ausgerufen hatte, noch einmal. „O mein Gott, mein Gott," rief er in französischer Sprache, „erbarme Dich meiner!"

Lorenz verstand kein Französisch. Allein der gute Knabe hatte die Worte so rührend ausgesprochen, daß sie dem ehrlichen Lorenz dennoch tief in das Herz drangen. Sobald der weinende Knabe den Mann erblickte, sprang er auf, eilte auf ihn zu, nahm ihn freundlich bei der Hand, und bat, in gebrochenem Deutsch, inständig und flehentlich, ihn zu seiner Mutter zurück zu führen.

Lorenz fragte den Knaben, wo seine Mutter sich aufhalte, und wie es komme, daß er sich in diesem Walde verirrt habe. Mit Mühe und öfterem Fragen verstand Lorenz die Erzählung, die der

Kleine von seinem Unfalle machte, so ziemlich. Der Knabe war aus Frankreich, und hieß Ludwig. Seine Eltern hatten, als die Revoluzion ausgebrochen war, sich nach Deutschland geflüchtet. Ludwig war damals noch kaum drei Jahre alt gewesen. Sein Vater hatte einen der entflohenen Prinzen begleitet, und befand sich gegenwärtig noch unter dessen Gefolge. Die Mutter hatte sich mit Ludwig indessen zu Trier aufgehalten. Als die französischen Kriegsheere sich der Stadt näherten, nahm Ludwigs Mutter auf's neue die Flucht. Auf ihrer Flucht war sie nun heute in einem großen Dorfe unweit des Waldes angekommen. Ludwig war mit seiner Mutter von frühem Morgen bis Mittag in einer Kutsche gesessen, die gedrängt voll Flüchtlinge war. Er wünschte, bis das Essen fertig würde, in dem Garten am Wirthshause sich eine kleine Bewegung zu machen. Die Mutter erlaubte es ihm, verbot ihm aber ernstlich, sich aus dem Garten zu entfernen. Ludwig versprach zu gehorchen, und sprang voll Freude und ohne Hut in den Garten hinab. Allein da erblickte er einen Schmetterling von gar prächtigen Farben, und wollte ihn fangen. Der Schmetterling flog über die Hecke. Zum Unglücke stand die Gartenthür offen. Ludwig verfolgte das bunte, flüchtige Thierchen auf die große Wiese, die an den Garten stieß. Nun ließ sich auf einmal in dem nahen

Walde der Kuckuk hören. Ludwig hatte unter seinen Spielsachen einen Kuckuk gehabt, der sehr artig aus Holz geschnitzt und mit Farben bemalt war. In dem Gestelle, auf dem der Vogel saß, befand sich ein kleiner Blasebalg, durch dessen Bewegung man den Ruf des Kuckuks hervorbringen konnte. Ludwig freute sich sehr, jetzt einmal einen lebendigen Kuckuk zu hören; er wünschte ihn auch zu sehen, und dachte nicht mehr an den Schmetterling. Er sprang sogleich hinein in den Wald. Es war aber, als wolle der Vogel ihn nur zum Besten haben; er ließ sich von Zeit zu Zeit auf einem andern Baume tiefer im Walde hören, ohne daß Ludwig das Geringste von ihm sah. So wurde denn der arme Ludwig sehr tief in den Wald gelockt. Es fiel ihm nun doch ein, wieder zu seiner Mutter zurück zu kehren. Er lief so schnell er konnte. Allein er wußte sich nicht mehr zurecht zu finden. Anstatt nach dem Dorfe zu laufen, entfernte er sich immer mehr davon. Er irrte mehrere Stunden im Walde umher, und gerieth zuletzt so tief zwischen Büsche und dornige Gesträuche hinein, daß er keinen Ausweg mehr fand. Ermüdet und von heftigem Hunger gequält, war er unter dem Baume, unter dem ihn Lorenz fand, auf die Knie gesunken, und hatte mit heißen Thränen zu Gott gefleht, ihn aus dieser äußersten Noth zu erretten.

Lorenz sprach: „Du hast einen großen Fehler gemacht, mein lieber Ludwig, daß du dich durch die bunten Farben eines Schmetterlings und den lustigen Ruf des Kuckus verleiten ließest, den Befehl deiner Mutter zu übertreten."

Ludwig nickte treuherzig mit dem Kopfe, und weinte schmerzlicher.

„Nun, nun," sagte Lorenz liebreich, „weine nicht mehr! Ich denke, Gott hat deine Reue angesehen, und dein kindliches Gebet erhört. Ja glaube mir, Er habe dir verziehen, und dir Hülfe geschickt. Danke Ihm nun dafür, dem lieben Gott, und versprich Ihm, daß du künftig vorsichtiger seyn, und das vierte Gebot nicht mehr so leichtsinnig vergessen wollest. Du hast nun erfahren, wie leicht ein Mensch, der nur seiner Augenlust folgt, und jeder lustigen Stimme Gehör gibt, auf Abwege und in große Noth gerathen könne."

„Ach," fügte Lorenz noch bei, „es gibt in dieser Welt noch manche bunte Dinge, die einen Menschen leichter verführen können, als ein Schmetterling; und die lockende Stimme der Verführung kann besonders die Jugend in größeres Unglück stürzen, als der Ruf des Kuckuks. Gott wolle dich davor bewahren, und dich glücklich und unbeschädigt durch diese Welt führen. — Doch, nun komm mit mir; ich will dich wieder zu deiner Mutter bringen."

Lorenz führte den Knaben auf einem schmalen Fußsteige, der nicht leicht zu finden war, aus dem Dickicht heraus auf den gewöhnlichen Weg.

Zweites Kapitel.

Die Nachtherberge.

Ludwig ging mit dem freundlichen Manne durch den Wald hin, nach Ellersee zu. Unterwegs fragte ihn Lorenz, wie das Dorf heiße, in dem seine Mutter zu Mittag speisen wollte. Ludwig wußte es nicht zu nennen; er beschrieb es aber. Er sagte, es liege an einem Berge, auf dem ein schönes, großes Schloß aus dem Walde hervor rage.

„Das ist Waldenberg," sagte Lorenz; „es ist aber über zwei starke Stunden dahin. Du bist zu müde, heute noch so weit zu gehen. Auch hast du nicht zu Mittag gegessen, und wirst wohl sehr hungerig seyn. Mein Haus ist gar nicht weit von hier. Da mußt du mit mir zuerst auf die Nacht essen; dann nehm' ich dich zu mir auf ein Pferd, und wir galoppiren mit einander nach Waldenberg. In einer Stunde bist du dann wieder bei deiner Mutter."

Der lebhafte Knabe freute sich sehr, reiten zu

dürfen, was er sich schon lange vergebens gewünscht hatte; allein noch mehr freute er sich, heute noch seine Mutter wieder zu sehen. Er hätte vor Freude hüpfen mögen, wenn er nicht so gar müde gewesen wäre.

Sobald Ludwig mit Lorenz aus dem dunkeln Walde heraus kam, erblickte er das freundliche Dörflein Ellersee. Es lag an einem kleinen mit Erlen umkränzten See, und war eben jetzt herrlich von der untergehenden Sonne beleuchtet. Das Haus des guten Lorenz war ihnen das nächste, und sie hatten dahin nur mehr einige hundert Schritte.

Lorenzens Ehegattin, Mutter Johanna, kam mit ihrem kleinsten Kinde auf dem Arme, und von ihren übrigen fünf Kindern umgeben, ihrem Manne aus der Hausthüre entgegen, und rief jammernd: „Hast du es schon gehört? Die französischen rothen Husaren sind heute Mittags in Waldenberg angekommen, und vieles Fußvolk, das ihnen nachzog, hat bereits alle Ortschaften jenseits des Waldes besetzt.“

Lorenz hatte in dem Walde von Allem, was in der übrigen Welt vorging, weder etwas gesehen, noch gehört. Er war daher über die Nachricht, die französischen Krieger seyen so weit vorgedrungen, nicht wenig erstaunt. Noch mehr aber erstaunte die gute Hausmutter Johanna, daß Lorenz schon einen kleinen Franzosen mit nach Hause bringe.

Sie betrachtete indeß die zarte, liebliche Gestalt des Knaben mit Wohlgefallen. Die Kinder schauten ihn zuerst eine Weile scheu und betroffen an; sie näherten sich ihm aber nach und nach, und die kleine Lise sagte: „Ich dachte Wunder, wie fürchterlich die Franzosen aussehen; allein wenn alle so hübsch und freundlich sind, wie dieser da, so werden sie uns Kinder wohl nicht fressen.“

Lorenz erzählte seiner Hausfrau, was er von dem Knaben wußte. Sie hatte großes Mitleid mit Ludwig, und sagte: „Ach! da wird der arme Kleine wohl recht hungerig seyn; ich will daher machen, daß die Suppe bald fertig werde.“ Sie eilte in die Küche. Die Kinder plauderten indeß mit Ludwig, und die mangelhafte Art, wie er deutsch sprach, belustigte alle sehr.

Sobald die Mutter die Suppe brachte, setzte Ludwig sich mit den Kindern sogleich zu Tische, als wäre er da zu Hause. Mit seiner gewöhnlichen Lebhaftigkeit brachte er den Löffel voll heißer Suppe zum Munde, und hätte sich beinahe die Lippen verbrannt. „Ach,“ rief er, da ihm das Wörtleinh eiß nicht sogleich einfiel, „in das Supp' ist viel Sommer!“ Die Kinder lachten, allein sie verstanden sehr gut, was er sagen wollte.

Der Vater fragte ihn während des Essens, in welchem Gasthofe zu Waldenberg er eingekehrt habe. „In dem goldenen Wildbrett!“ sagte Ludwig.

Er meint den goldenen Hirsch, sprach der Vater, und verbot den Kindern ihr lautes Gelächter, obwohl er selbst sich des Lachens nicht ganz enthalten konnte.

Nach der Suppe brachte die Mutter eine große Schüssel voll schöner, röthlicher Erdäpfel. Ludwig schälte ein Paar, ließ sie aber unberührt auf seinem Teller liegen. Er war gewöhnt, die Erdäpfel nur als eine Beispeise zu eingemachtem Fleische zu essen. Er hätte gern ein eingemachtes Huhn gehabt, wußte es aber in diesem Augenblick nicht zu nennen. Da blickte er durch das Fenster, deutete auf die Thurmspitze, auf der ein vergoldeter Hahn in der Abendsonne flimmerte, und fragte: „Was das?“ Die Kinder glaubten, er meine den Thurm, und sagten: „Der Kirchthurm!“ „Nun wohl,“ sagte Ludwig, „so koch mir jung Kirchthurm!“ Eltern und Kinder lachten nun zusammen.

Der Vater erklärte ihm das lustige Mißverständniß. Die Mutter aber sagte: „Lieber Ludwig, junge Hühner wären für uns Landleute eine zu kostbare Speise; wir verkaufen die Hühner, die wir ziehen, in der Stadt, um für das Geld andere Dinge einzukaufen, die uns nöthiger sind.“ Indeß brachte sie ihm etwas Butter zu den Erdäpfeln und gab ihm überdies noch ein Stück Butterbrod. Er aß Beides mit Lust, und versicherte, es schmecke und sättige so gut, als der beste Braten.

Nach dem Essen sprach der Vater: „Heute,

mein lieber Ludwig, können wir nicht mehr zu deiner Mutter reiten. Waldenberg und die ganze Gegend ist von französischem Kriegsvolke besetzt, und da wäre es sehr gefährlich, in der Nacht zu reisen. Du mußt also schon bei uns übernachten, und Geduld haben; morgen frühe wollen wir dann sehen, was zu thun ist.«

Ludwig, der sehr müde und schläfrig war, ergab sich darein, so gern er heute noch seine Mutter gesehen hätte. Die sorgsame Hausmutter Johanna machte ihm oben in der Schlafkammer ihrer Kinder ein reinliches Bettchen zurecht, und Ludwig schlief fast augenblicklich ein.

Als die Mutter alle ihre Kinder zu Bette gebracht hatte, ging sie vor die Hausthüre, und setzte sich zu ihrem Manne auf die Bank. Denn hier saßen sie an schönen Abenden nach vollbrachtem Tagwerke gewöhnlich noch eine Weile, überlegten, was morgen Alles zu thun sey, redeten von der Erziehung ihrer Kinder, und dankten Gott für alle den Tag hindurch empfangene Wohlthaten.

Nachdem Beide eine Weile nachdenkend geschwiegen hatten, sagte Johanna: »Ich halte es für rathsam, daß du morgen vorerst allein, ohne unsern kleinen Gast mitzunehmen, nach Waldenberg gehest. Ludwigs Mutter, die sich vor ihren Landsleuten geflüchtet, hält sich wahrscheinlich im Verborgenen noch dort auf, und wartet, bis der Knabe wieder

aufgefunden ist. Brächtest du ihn nun sogleich mit dir, so könnte das gar leicht Aufsehen erregen und der armen Mutter Gefahr bringen.«

„Da hast du Recht,« sprach Lorenz. „Morgen will ich zuerst allein dahin gehen, um der guten Frau Nachricht von ihrem Kinde zu bringen. Sobald der Tag anbricht, will ich mich auf den Weg machen, um sobald möglich dahin zu kommen, und so ihr eine jammervolle Stunde zu ersparen.«

„Das thu',« sagte Johanna; „ach, ich kann mir denken, wie es der guten Mutter um das Herz seyn mag. Ich würde vor Jammer vergehen, wenn ich im fremden Lande eines meiner Kinder verloren hätte. Damit du aber auch eine Ursache angeben kannst, warum du nach Waldenberg kommest, so will ich dir ein halbes Dutzend von unsern schönen, jungen Hühnern mitgeben, die jetzt eben groß genug, und auch so fett sind, daß man sie sogleich braten kann.«

„Das ist klug,« sagte Lorenz. „Die Hühner werden mir anstatt eines Passes dienen, damit ich leichter durch die aufgestellten Wachen hindurch komme. Auch wird die Frau Hirschwirthin, die gar eine brave Frau ist, sie mir sehr gern abkaufen, um die fremden Gäste gut zu bewirthen. Was aber die Hauptsache ist, so kann sie mir über die Mutter des kleinen Ludwigs sicher die beste Auskunft geben. Ich will also den Gang dahin wagen.«

„Es ist allerdings ein kleines Wagstück,“ sagte Johanna; „allein da es ein Werk der Barmherzigkeit ist, so wird es mit der Hülfe Gottes gelingen. Dies glaube ich fest; sonst ließe ich bei dieser gefährlichen Kriegszeit dich um alle Welt nicht gehen. Gutes zu thun, ist aber der Beruf eines jeden Menschen; und wer in seinem Berufe wandelt, der wandelt unter Gottes Schutz.“

Drittes Kapitel.

Jammer einer Mutter.

Am andern Morgen, bald nach drei Uhr, da noch kaum die erste Morgenhelle zu bemerken war, nahm der gutherzige Pächter Lorenz den Korb mit den Hühnern, hängte ihn an seinen Reisestab, schwang ihn über die Schulter, und wanderte mit eiligen Schritten Waldenberg zu. Der rüstige Mann kam deßhalb auch sehr bald wieder zurück.

Als es eben auf dem Thurme zu Ellersee sieben Uhr schlug, trat er mit dem leeren Korbe und dem erlösten Gelde schon wieder in seine Stube. Johanna stand eben am Butterfasse. Er setzte sich auf den nächsten Stuhl, und wischte sich den Schweiß ab. „Ich habe eben ausgerührt,“ sagte Johanna.

„Sieh, da hast du ein Glas Buttermilch, nebst einem Stücke Brod. Erzähle mir nun, was du in Waldenberg erfahren hast.“

„Die Frau Hirschwirthin,“ sagte Lorenz, „erzählte mir die Geschichte sehr ausführlich; ich will sie etwas kürzer fassen. Schon am Morgen des vergangenen Tages sah man durch Waldenberg eine Menge Kutschen und Leiterwagen fahren; alle waren gedrängt voll Menschen, die sich vor den herannahenden französischen Kriegsheeren flüchteten. Gegen Mittag kamen so viele Kutschen mit französischen Ausgewanderten, daß sie in den Wirthshäusern des Ortes kaum mehr ein Unterkommen finden konnten. Die bedauernswerthen Leute wollten bloß ein kleines Mittagsmahl nehmen, und sobald ihre Pferde gefüttert waren, eilig wieder weiter fahren. Ludwigs Mutter, eine schöne Frau, von zartem, feinem Aussehen, befand sich unter ihnen. Als es Zeit zum Essen war, rief sie dem Knaben, dem sie erlaubt hatte, in den Garten hinab zu gehen; allein es war nichts mehr von ihm zu sehen, noch zu hören. Indem sie überall, in dem Garten, auf der nahen Wiese und auf der Gasse ihn ängstlich suchte, kamen plötzlich einige österreichische Dragoner in das Dorf gesprengt, und sagten, daß die französischen Husaren sogleich nachkommen würden. Man hörte in einiger Entfernung scharf schießen. Es entstand ein allgemeiner Schrecken und ein großes

Getümmel. Die ausgewanderten Franzosen sprangen eilends vom Tische auf, und befahlen, augenblicklich anzuspannen. Einige Herren halfen selbst mit, die Pferde anzuschirren und aus dem Stalle zu führen. Die Angst und der Jammer der bekümmerten Mutter aber waren unbeschreiblich. Sie war blaß wie eine Leiche, und lief, die Hände ringend und mit zerstreuten Haaren umher; sie bat, uneingedenk, daß die Leute die französische Sprache nicht verstanden, mit heißen Thränen und aufgehobenen Händen alle Menschen, die ihr im Hause und auf der Straße begegneten, ihr den Knaben suchen zu helfen. Indeß hörte man immer furchtbarer schießen; es fiel Schuß auf Schuß bereits sehr nahe an den Hecken und Weingärten des Dorfes. Die Reisegefährten der Frau wollten sie bereden, abzureisen, indem sie sonst in Gefahr stehe, gefangen nach Frankreich ausgeliefert zu werden. Allein sie sagte: „Lieber will ich sterben, als mein Kind im Stiche lassen.“

Einer der Ausgewanderten, ein ältlicher Mann, versicherte sie, der Kleine sey mit seinen Gespielen in der Kutsche, die in dem nächsten Gasthofe angehalten, sogleich bei dem ersten Lärmen abgefahren. Die Frau lief sogleich selbst hinüber in den Gasthof, und fragte, ob das auch gewiß sey. Die Wirthsleute sagten: „Ja, ganz gewiß!“ — Ob die Leute die Frau nicht recht verstanden haben,

oder ob der alte Mann, der sehr um die Frau bekümmert schien, die Leute nur angelernt habe, die Frau zu hintergehen, damit sie nicht in Gefangenschaft oder gar um das Leben komme, weiß ich nicht. Die arme Mutter wurde, todtenbleich und fast ohnmächtig, von dem zitternden Greise in den Reisewagen gehoben. Als der Wagen zu dem Dorfe hinaus fuhr, ritten die französischen Husaren auf der andern Seite des Dorfes herein, und setzten sich zur Mahlzeit nieder, von der die Geflüchteten, beinahe ohne Etwas davon zu kosten, aufgestanden waren.«

„Das ist sehr traurig," sagte Johanna; „aber sag' doch, wer ist die unglückliche Mutter? Wie heißt sie? Und was ist sie sonst für eine Frau?"

Lorenz sagte: „Man nannte sie blos Madame Düval. Sie schien ehemals reich gewesen zu seyn; aber nun scheint sie arm und dürftig. Ihre Kleidung von aschenfarbenem Kattun war nur ganz einfach, wiewohl sehr reinlich. Sie trug weder Gold, noch Spitzen. Die Kutsche, in der sie kam, war ganz gemein, und ihr Koffer sehr klein. Auch das Mittagsmahl, das sie für sich, ihren Ludwig und jenen alten Mann bestellt hatte, war gar nicht prächtig, ja sogar etwas sparsam. Die Hirschwirthin, die französisch spricht, und mir dieses Alles erzählte, konnte übrigens die Frau nicht genug loben, wie verständig und bescheiden sie sey."

„Ach die arme Mutter!" seufzte Johanna, indem

ihr die hellen Thränen über die Wangen flossen. „Wie groß wird ihr Schrecken seyn, wenn sie jene Kutsche einholt, und ihren geliebten Ludwig nicht darin findet. Wegen der nachsetzenden Kriegsheere kann sie nicht zurück kehren, ihn aufzusuchen; sie weiß nicht, wie es ihm unter einem fremden Volke ergehen werde. Sie muß fürchten, ihn lange Zeit, oder gar nicht mehr zu sehen. Wahrhaftig, sie muß einen Todeskummer empfinden.“

„Ich bedauere die gute Frau von ganzem Herzen,“ sprach Lorenz; „aber wo ist denn ihr Sohn, der kleine Ludwig? Ist er noch nicht aufgestanden?“

„Ach,“ sagte die Mutter, „das gute Kind schläft noch sanft und süß. Ich habe eben nach ihm gesehen. Der arme Kleine wird sehr bestürzt seyn, seine Mutter vielleicht Jahre lang nicht mehr zu sehen.“

Lorenz sprach etwas bekümmert: „Allein was fangen wir indessen mit dem Kinde an?“

„Das gibt sich von selbst!“ sagte Johanna. „Gott hat uns das Kind zugeführt — und so behalten wir es, bis die Mutter wieder kommt, und das Kind wieder abholt. Ich denke, Gott hat es so gefügt, daß du eben nicht weit von dem alten Eichbaume vorbei gehen mußtest, als das Kind unter dem Baume so herzlich betete.“

„Das denke ich auch!“ sagte Lorenz. „Aber wenn der Krieg viele Jahre lang dauern, und die

Mutter gar nicht mehr zurück kommen würde, wenn sie auf ihrer traurigen Flucht, auf der sie sicher Vieles auszustehen hat, erkranken und sterben sollte, — was machen wir dann mit dem Kinde?«

„Dann erziehen wir den armen Kleinen mit unsern Kindern,« sagte Johanna. „Wo Sechse essen, ißt das Siebente auch mit — ohne großen Aufwand. Gott wird uns das Wenige, das wir haben, wenn wir es mit einem armen Kinde theilen, um so reichlicher segnen. Derjenige, der mit fünf Broden fünf tausend Mann in der Wüste speiste, lebt noch!«

„Das ist wahr,« sagte Lorenz. „Allein wenn gute Leute, die reicher sind, als wir, sich des Kindes erbarmen und es aufnehmen wollten, so wäre es mir doch lieb!«

„Wenn sich solche Leute fänden, und sich selbst dazu erböten,« sagte Johanna, „so wäre mir das vielleicht auch recht. Allein bitten wollen wir sie nicht darum. Die reichsten Leute sind nicht immer die freigebigsten. Und auch die Freigebigsten unter ihnen könnten zwar mehr für den armen Knaben thun, als wir, aber mit willigerm Herzen könnten sie es gewiß nicht thun. Ich fühle einmal ein Mutterherz zu dem Knaben, und du, liebster Lorenz, — ich weiß es gewiß — bist nicht weniger liebreich gegen denselben gesinnt; du hast sicher ein Vaterherz für ihn.«

„Das wohl!“ sagte Lorenz, und fing nun an zu rechnen, ob sie bei dem geringen Ertrage ihres kleinen Pachtgutes so viel erübrigen könnten, den Knaben zu ernähren und zu kleiden. Lorenz kam aber mit seiner Rechnung nicht zurecht.

Allein Johanna unterbrach ihn, und sagte: „Wenn man etwas Gutes thun will, muß man nicht gar so genau rechnen; man muß dem lieben Gott auch Etwas zutrauen. Ich dachte schon immer, wenn unser kleiner Konrad uns verloren ginge, und unter landfremden Menschen, etwa in Frankreich, hülflos und verlassen umher irrte — nicht wahr, da wünschten wir wohl recht herzlich, daß gute Menschen sich seiner erbarmen, und ihm unter ihrem Dache und bei ihren Kindern ein Plätzchen gönnen möchten! Nun, was wir wollen, daß man uns thue, das sollen wir auch Anderen thun.“ Die Thränen standen ihr in den Augen, als sie dieses sagte.

Lorenz sprach sehr gerührt: „Ich wollte das Kind ja von Herzen gern annehmen und erziehen; allein da wir selbst nichts Ueberflüssiges haben, so können wir das doch kaum thun.“

„Ei,“ sagte Johanna, „wir Menschen können mehr, als wir manchmal meinen! Du wolltest mir ja auf dem nächsten Jahrmarkte ein neues Kleid kaufen; laß das gut seyn, und verwende das Geld für den armen Ludwig!“

„Du bist doch eine eben so verständige als gutherzige Frau!“ rief Lorenz, indem seine bedenklichen Mienen verschwanden, und seine gewöhnliche Fröhlichkeit wieder sein ganzes Gesicht erheiterte. „Ja, ja,“ sagte er, „so wollen wir es machen; und auch ich will mich mit meinem alten Sonntagsrocke noch ein Jahr länger behelfen. So ist einstweilen für den Knaben gesorgt. Wir wollen ihn also behalten. Der liebe Gott wird weiter sorgen!“

In diesem Augenblicke trat der kleine Ludwig, völlig angekleidet, zur Thüre herein, wünschte Beiden sehr freundlich guten Morgen, und bat Lorenz, nun sogleich zu satteln, und mit ihm zu seiner Mama zu reiten.

„Lieber Ludwig!“ sagte Lorenz, „deine Mutter ist schon gestern Mittags von Waldenberg abgereist, und jetzt viele Meilen weit von uns entfernt. Sie war sehr bekümmert um dich; allein sie konnte nicht dort bleiben. Die Husaren vertrieben sie. Jetzt stehen mächtige Kriegsheere zwischen ihr und uns, so, daß wir jetzt unmöglich zu ihr kommen können.“

Der gute Ludwig fing an schmerzlich zu weinen; er schluchzte vor Jammer und inniger Betrübniß. Mutter Johanna setzte sich auf die Bank, stellte den weinenden Knaben zwischen ihre Knie, trocknete mit dem kleinen, weißen Taschentuche, das er bei sich hatte, ihm die Thränen ab, und sagte liebreich:

„Weine nicht, liebster Ludwig! Habe eine kleine Weile Geduld; dann wirst du deine liebe Mutter wieder sehen, und dann eine desto größere Freude haben. Indessen will ich deine Mutter seyn, so wie mein Mann sich als Vater gegen dich erweisen wird. Alle meine Kinder werden dich lieben, als wärest du ihr Bruder. Alles, was wir haben, wollen wir mit dir theilen!“

Allein Ludwig wollte sich nicht trösten lassen, und hörte nicht auf zu weinen. Da versuchte Johanna ein anderes Trostmittel. Sie ging mit ihm hinaus in den Hof am Hause, und sagte zu Lorenz, er solle das Füllen aus dem Stalle führen. Lorenz that es. Ludwig hatte noch nie in seinem Leben ein junges Pferd gesehen, und wußte nicht, daß dieses Pferdchen noch gar so jung sey. Er rief daher voll Erstaunen: „Ei, ein kleines Pferd! Ein kleines Pferd!“ Er betrachtete das hübsche Thierchen, das kaum drei Monate alt war, mit großem Wohlgefallen, und versicherte, die Pferde, die er in der Stadt und auf der Reise gesehen habe, seyen alle sehr groß; dies kleine Pferd aber finde er viel artiger. Lorenz setzte ihn auf das Pferdchen, und führte es in dem Hofe auf und ab. Ludwig hatte eine ganz ungemeine Freude, das erste Mal zu Pferde zu sitzen, und zwar auf einem so kleinen, niedlichen Pferde, das ganz für ihn geschaffen schien. Aller Jammer war vergessen.

Er sagte, wiewohl seine Wangen noch von Thränen naß waren, mit lachendem Munde: „Auf diesem Pferde werde ich morgen oder übermorgen zu meiner Mutter galoppiren.“

„Dies,“ sagte Johanna zu Lorenz, „hat geholfen, und die Traurigkeit des Knaben auf einmal in Freude verwandelt. Um bei einem Kinde eine Empfindung, die unangenehm oder gar unrecht ist, zu überwinden, muß man sie nicht geradezu bestreiten, sondern das Kind auf andere Gedanken zu bringen und in ihm andere Empfindungen zu erregen suchen. Dies thut auch bei Erwachsenen gut, wie ich es öfter an mir selbst erfahren habe. Wann mir etwas im Kopfe herum geht, singe ich ein fröhliches Liedchen oder plaudere mit meinen Kindern von etwas Anderem, oder erzähle ihnen ein Geschichtchen; oder ich sehe in dem Garten nach, wie schön Alles wachse und gedeihe, oder wie schön draußen auf dem Acker der Flachs gerathe, und wie lieblich er blühe. Neulich war ich gar übel aufgeräumt; da brachte mir die kleine Lise ganz unerwartet einen Strauß von den ersten Maienblümchen, und ich wurde sogleich wieder aufgeheitert und der besten Laune. Freilich, wann schwerere Sorgen oder Leiden der Erde uns danieder drücken, da hilft so Etwas nicht mehr! Allein dann erhebe ich meine Gedanken zum Himmel, und denke an den lieben Gott, der für uns Alle

sorgt, und nach den kurzen Leiden dieser Erde uns ewige Freuden gibt. Da wird es denn sogleich besser mit mir, und ich bin wieder getrost, heiter und fröhlich.«

Viertes Kapitel.

Die Landleute im Dorfe.

Die Ankunft des französischen Knaben war sogleich im ganzen Dorfe bekannt geworden, und machte großes Aufsehen. Es kamen den Tag über eine Menge Kinder und auch viele Mütter zu Lorenz in das Haus, um den fremden Knaben zu sehen. Gegen Abend versammelten sich die Bauern unter der großen Linde, die mitten im Dorfe, nicht weit von der Kirche stand. Denn hier pflegten sie, nach vollbrachtem Tagwerke, auf den Bänken zu ruhen, und bei vertraulichen Gesprächen eine Pfeife Taback zu rauchen. Diesesmal war Ludwig das einzige Gespräch. Ueber eine Weile kam der Ortsvorsteher, und setzte sich zu ihnen. Lorenz bemerkte ihn durch das Fenster, und ging mit Ludwig zu ihm hin, um ihm den Knaben vorzustellen. Lorenz erzählte, wie er das Kind in dem Walde gefunden habe, und sagte dann: »Ich mache Euch

hiemit die Anzeige, daß ich das Kind, bis die Mutter es abholt, bei mir behalten werde.“

Die Bauern lobten den Lorenz wegen seiner christlichen Liebe; einige meinten jedoch, Lorenz habe schon Kinder genug zu ernähren; es sey nicht klug von ihm, noch ein fremdes Kind anzunehmen. Einer der Bauern aber, Namens Krall, der kein guter Mensch und gegen Lorenz besonders feindselig gesinnt war, behauptete, man müsse den jungen Franzosen auf der Stelle aus dem Dorfe schaffen. „Denn bedenkt, Nachbarn!“ sagte er, „die Ausgewanderten sind Feinde Frankreichs; die französischen Soldaten, vor denen wir keine Stunde sicher sind, werden es uns sehr übel nehmen, daß wir ein Kind ihrer Feinde in unserm Dorfe dulden. Sie werden es uns entgelten lassen, unser Dorf plündern, oder gar in Brand stecken. Ach du lieber Himmel,“ rief er, sich recht wehmüthig stellend und mit kläglicher Stimme, „mir ist's, ich sehe unser gutes Dorf schon in Flammen!“ — — „Ortsvorsteher,“ setzte er noch mit einem grimmigen Blick auf Lorenz bei, „ich mache daher den Antrag, daß Ihr den französischen Knaben noch diesen Abend durch den Gemeinde-Diener über die Gränze bringen lasset — den Lorenz aber, der das Kind hieher schleppte, und sich dadurch als einen Anhänger der Franzosen offenbarte, und uns leicht hätte unglücklich machen können, zu einer gebührenden Strafe an Geld verurtheilet.“

Einige Bauern geriethen über die große Gefahr, in der das Dorf schwebe, in Schrecken, und stimmten dem Krall bei; andere aber, die mehr Verstand und menschliches Gefühl hatten, widersprachen dem Krall mit Nachdruck. Es entstand ein Wortwechsel, und die Bauern sprachen ziemlich laut. Alle Leute im Dorfe, Jung und Alt, Weiber und Kinder, liefen zusammen, theils um dem Streite zuzuhören, theils um den kleinen Franzosen zu sehen, über den der Streit angegangen war.

Als das Gezänk anfing bedenklich zu werden, kam der Pfarrer herbei, hörte eine Weile zu, und sagte dann sehr ruhig: „Liebe Freunde und Pfarrkinder! Ihr ängstet Euch ohne Ursache; und die Gefahr für unser Dorf, die Einige von Euch als sehr groß ansehen, ist gar nicht vorhanden. Die tapfern französischen Krieger sind zu edelmüthig, als daß sie Euch ein Leid zufügen sollten, weil Ihr dieses unschuldige Kind, das von ihrer bürgerlichen Uneinigkeit noch nichts versteht, in Euer Dorf aufgenommen; Ihr werdet Euch vielmehr ihre Zufriedenheit und ihr Wohlgefallen erwerben, wenn Ihr diesem armen, hülflosen Kinde, das doch zu ihrem Volke gehört, freundlich und liebreich begegnet. Sollte jedoch Einer oder der Andere aus ihnen damit unzufrieden seyn, so legt nur alle Schuld auf mich allein. Sagt ihnen, ich habe Euch gerathen, das Kind in Euer Dorf aufzuneh-

men. Ich werde mich zu verantworten wissen. Ich halte es mit dem Ausspruche: „Thue recht und fürchte Niemand.“

Der Pfarrer nahm hierauf den kleinen Ludwig liebreich bei der Hand, und stellte den holden lieblichen Knaben, der Thränen in den Augen hatte, daß wegen seiner ein so großer Streit entstanden war, in ihre Mitte. „Seht,“ sagte der Pfarrer, „ein solches Kind hat einmal unser göttlicher Erlöser in die Mitte seiner Jünger gestellt und zu ihnen gesagt: „Wer Eines von diesen Kleinen aufnimmt, der nimmt mich auf!“ Ja, Er warnte die Jünger und sprach zu ihnen noch weiter: „Sehet wohl zu, daß ihr Keines von diesen Kleinen gering achtet; denn Ich sage euch, ihre Engel sehen beständig das Angesicht meines Vaters, der im Himmel ist. Euer Vater im Himmel will nicht, daß Eines von diesen zarten Kleinen verloren gehe.“ So sprach unser göttliche Erlöser. Nun, meine lieben Freunde! Dieses arme Kind hier, der kleine Ludwig, war wirklich verloren; Lorenz, dieser gute Mann, hat es gefunden, und es in sein Haus aufgenommen. Wolltet Ihr ihm nun das wehren? Wolltet Ihr darauf bestehen, das Kind solle verloren bleiben, und gleich einem verlornen Lämmchen in der Welt herum irren? Da würdet ihr die heiligen Engel Gottes, denen die Kinder lieb sind, betrüben! Unser göttliche Erlöser, der Alles,

was man einem solchen Kinde thut, so ansieht, als hätte man es Ihm selbst gethan, würde übel mit Euch zufrieden seyn. Ihr würdet Euch dem himmlischen Vater, der da will, man soll sich solcher verlornen Kinder annehmen, offenbar widersetzen! Nein, meine Freunde, das thut Ihr gewiß nicht; es würde Euch auch keinen Segen bringen. Wenn Ihr aber Alle gegen dieses fremde Kind so liebreich gesinnt seyd, wie der mitleidige Lorenz — das wird Euch und Euren Kindern Segen bringen. Bedenkt, während wir hier unter diesem friedlichen Baume versammelt sind, befinden sich viele Eurer Söhne im Kriege, und sind tausend Gefahren von Kugeln und Schwertern ausgesetzt. Sollte einer oder der andere von diesen braven Jünglingen, fern von Eltern und Geschwistern, unter freiem Himmel und auf hartem Boden, verwundet und blutend daliegen, und nach Hülfe seufzen — so wird Gott ihm auch gute Menschen zuschicken, die sich seiner erbarmen. Glaubt mir, es wird Euch an Euren eigenen Kindern reichlich vergolten werden, was Ihr an diesem verlassenen, fremden Kinde gethan habt.«

Die Mütter, Schwestern und Bräute der entfernten jungen Krieger fingen an zu weinen; ja manchem Vater, manchem Sohne, manchem alten, betagten Greise standen Zähren in den Augen. Alle versprachen, die Ermahnung ihres ehrwürdigen

Pfarres zu befolgen, lobten den menschenfreundlichen Lorenz, und tadelten den feindseligen Krall, daß er ihnen eine eitle Furcht eingejagt habe, und sie bald zu Thorheit und Sünde verleitet hätte. Der kleine Ludwig aber küßte dem Pfarrer dankbar die Hand, daß er sich seiner so liebreich angenommen habe; und der Pfarrer sprach freundlich, Ludwig solle ihn morgen besuchen.

Fünftes Kapitel.

Der würdige Landpfarrer.

Ludwig machte sich am folgenden Tage eine große Angelegenheit daraus, den Herrn Pfarrer zu besuchen. Er bürstete seinen blauen Frack reinlich aus, und bat seine Pflegemutter, ihm seine langen Haare zierlich auszukämmen. Er nahm, nachdem er erst um Erlaubniß gebeten, des kleinen Konrads Strohhut, indem es sich nicht schicke, ohne Hut Besuche zu machen. Johanna sagte, der einfache Strohhut werde sich wohl nicht zu dem schönen Kleide schicken. Allein Ludwig versicherte, das schicke sich sehr wohl; es sey eben jetzt die neueste Mode. Er ging nun in das Pfarrhaus, ließ sich bei dem Herrn Pfarrer erst melden, trat dann mit feinem

Anstande und einer Verbeugung in das Zimmer, und sagte in französischer Sprache, er komme, dem Herrn Pfarrer seine Aufwartung zu machen, und ihm für die Güte, mit welcher gestern Abends der Herr Pfarrer sich für ihn verwendet habe, nochmal zu danken.

Der Pfarrer, ein ehrwürdiger Greis und ein großer Kinderfreund, verstand die französische Sprache sehr gut, und hatte in seiner Bibliothek auch mehrere französische Bücher, die er sehr schätzte und sehr oft darin las; allein französisch reden konnte er nicht, weil er auf dem abgelegenen Dorfe, in dem er bereits vierzig Jahre lebte, nie Gelegenheit gehabt hatte, sich darin zu üben. Er hieß also den Knaben in deutscher Sprache willkommen, ließ ihn neben sich auf das Kanapee sitzen, und sagte zu ihm: „Wiewohl ich, mein lieber Ludwig, bloß in deutscher Sprache mit dir reden kann, so verstehe ich deine Sprache dennoch sehr wohl; zumal du eine sehr deutliche und reine Aussprache hast. Rede du also immerhin mit mir französisch; ich werde, da du von unserer Sprache das Meiste verstehst, dir deutsch antworten, jedoch hie und da mit einem französischen Worte nachhelfen.“ Das war dem kleinen Ludwig sehr lieb, und er war nun sehr beredt.

Dem Pfarrer ging es sehr zu Herzen, daß der zarte, liebenswürdige Knabe von seiner Mutter

getrennt worden, und in einem fremden Lande leben mußte. Er unterredete sich daher sehr liebreich und freundlich mit ihm, that mancherlei Fragen an ihn, und überzeugte sich, daß Ludwig eine sehr gute Erziehung genossen habe, und daß seine Mutter eine sehr edle und gebildete Frau seyn müsse.

„Nun, lieber Ludwig," fragte der Pfarrer unter Anderm, „hast du auch schon angefangen, lesen zu lernen?"

„O ja," sagte Ludwig; „ich kann französisch lesen, aber deutsch nicht."

Der Pfarrer holte aus seinem Büchergestelle ein französisches Buch, das für Kinder geschrieben war, legte es offen vor Ludwig hin, zeigte mit dem Finger auf eine kleine Erzählung, und sprach: „Sieh, da lies einmal!" Ludwig las mit großer Fertigkeit und vielem Ausdruck.

„Wer hat dich so schön und gut lesen gelehrt, lieber Ludwig?" fragte der Pfarrer, nicht ohne Verwunderung.

„Meine Mutter," antwortete Ludwig; „ich hatte außer ihr nie einen Lehrmeister."

Der Pfarrer hätte nun auch gern gewußt, ob der Knabe in der Religion unterrichtet sey, und that deßhalb mehrere Fragen an ihn. Ludwig beantwortete alle sehr gut, ja mit Andacht und gerührtem Herzen. Mit besonderer Rührung sprach

er von der Güte Gottes gegen die Menschen, von der göttlichen Vorsehung, die Alles, auch die Leiden, den Menschen zum Besten lenkt, vom Vertrauen auf Gott und dem Gebete, und von dem bessern Leben dort in jener Welt, im Himmel, wo wir einst alle hinkommen, wenn wir das thun, was der himmlische Vater uns durch seinen lieben Sohn zu thun befohlen hat.

Der Pfarrer war sehr erfreut und sagte: „Ich sehe wohl, deine Mutter hat dir jene Lehren besonders eingeprägt, mit denen sie in ihrem Leiden sich tröstete, und die auch wirklich in allen Leiden uns den besten Trost gewähren. Du hast eine sehr fromme, gute Mutter, liebster Ludwig!“

„O sie ist so gut, so gut,“ sagte Ludwig mit Thränen in den Augen, „und hat mich so lieb, daß ich es gar nicht aussprechen kann! Sie ist auch recht fromm! Jeden Morgen und Abend betete sie mit mir, — besonders für den Vater, daß wir ihn wieder finden mögen, und dann alle Drei wieder mit einander in unser Vaterland zurück kehren dürfen. — Ach, die liebe Mutter war oft recht traurig, daß wir so aus unserm Vaterlande verstoßen wurden, und daß wir wegen des Krieges nicht zu meinem Vater kommen können. Ja, die Leute wußten gar nicht, wie traurig sie oft war. Wann sie Besuch bekam, war sie zwar immer heiter und klagte nie. Aber wann sie in dem Zimmer so

allein an ihrem Arbeitstischchen saß, da seufzte sie oft, und blickte mit nassen Augen zum Himmel!«

„Nun,« sagte der Pfarrer, „Gott wird ihr frommes Gebet und auch dein kindliches Flehen erhören!«

„Das glaube ich auch,« sagte Ludwig, „allein ich weiß nicht, wie das ist! Als ich dort im Walde betete, erhörte mich Gott gleich, und schickte mir den Lorenz zu. Allein es ist heute schon der dritte Tag, seit ich beständig bete, der liebe Gott wolle mich doch wieder zu meiner Mutter führen. Allein Er scheint gar nicht darauf zu achten. Ich begreife gar nicht, warum Er mich so lange vergebens bitten läßt. Wenn ich an seiner Stelle wäre, ich würde die Menschen sogleich erhören, und jedem geben, um was er bittet.«

„Da würdest du großes Unheil anrichten, mein lieber Ludwig!« sagte der Pfarrer. „Gott, der Allwissende allein weiß, was uns Menschen gut ist. Nach seiner Weisheit kann Er, der nichts als unser Bestes will, uns nicht immer so schnell erhören, oder uns gerade auf die Art helfen, wie wir es wünschen. Die Wünsche der Menschen sind oft sehr thöricht; ja manchmal würde auch das, was uns sehr gut scheint, uns doch nicht zum Besten gereichen. Indeß ist ein frommes Gebet nie vergebens. Gott hilft oft später und anders als wir wünschen, aber besser, als wir es immer wünschen können. Für jetzt hat Gott für dich gesorgt, und

dich zu guten Pflegeeltern gebracht; deiner lieben Mutter wird Er in ihren großen Leiden auch Trost in das Herz geben, und ich denke, der Tag wird bald anbrechen, an dem Er dich wieder in ihre Arme zurück führt.«

»Ach, die liebe, liebe Mutter!« rief Ludwig, und drückte beide Hände auf seine Brust, »ich kann es gar nicht sagen, wie lieb ich sie habe, und wie es mich schmerzt, daß ich durch meinen Leichtsinn die Leiden, die sie schon hat, noch vermehrt habe. Sie wird sehr in Sorgen um mich seyn, und oft weinen.« Der arme Knabe brach selbst in einen Strom von Thränen aus.

»Nun, nun, liebster Ludwig,« sagte der Pfarrer, »sey ruhig. Sich kümmern und plagen hilft nichts. Alles, was du jetzt thun kannst, ist dies — daß du für deine Mutter betest, und recht fromm und gut seyest, und fleißig lernest, um ihr Freude zu machen. Ich will dir täglich eine oder zwei Stunden Unterricht geben. Da du so gut französisch lesen kannst, so mußt du nun auch das Schreiben lernen; und da du bereits so ziemlich gut deutsch sprichst, so will ich dich in deutschen Büchern lesen lehren. Ich will mit Hülfe der französischen Bücher, die ich habe, dich in Allem unterrichten, was ich für dich als nützlich erachte. Deine gute Pflegeeltern werden es gewiß gern zugeben. Grüße sie mir freundlich, und komm' morgen zu dieser Stunde

wieder — und weine nun nicht mehr, liebster Ludwig! Gott wird Alles recht machen, und dein und deiner Mutter Leiden noch in Freuden verwandeln.«

Ludwig besuchte die Lehrstunden, die ihm der Pfarrer gab, mit Herzenslust, und sie waren ihm die angenehmsten Stunden des Tages. Er war sehr wißbegierig, hatte immer etwas zu fragen und seine Fragen veranlaßten Gespräche, die für ihn so unterhaltend, als lehrreich waren. Er hatte ein sehr gefühlvolles Herz, wurde von den schönen Lehren oft sehr gerührt, und empfand die kindlichste Ehrfurcht und Dankbarkeit gegen den edlen Mann.

Ludwig hätte ihm auch gern seine Dankbarkeit zu erkennen gegeben. Am Vorabende von dem Namenstage des Pfarrers, der Bonifazius hieß, bat Ludwig seine Pflegemutter, ihm einen Groschen zu schenken. Die Mutter fragte, wozu.

»Ach,« sagte Ludwig, »ich möchte dem lieben, guten Herrn Pfarrer zu seinem Namensfeste gern ein Geschenk machen!«

»O mein lieber Ludwig,« sprach die Mutter, »was kannst du für einen Groschen kaufen, das den Herrn Pfarrer freuen könnte? Denn einen Groschen wirst du ihm wohl nicht schenken wollen?«

Ludwig sagte: »Ihm einen Groschen zu schenken, wäre allerdings sehr unschicklich. Ich werde ihm aber etwas kaufen, das ihm gewiß Freude machen wird. Der Herr Pfarrer ist ein großer

Liebhaber von Blumen. Er hat viele Rosenstöcke in seinem Garten, und freut sich sehr auf die Rosen. Allein noch sieht man da nichts als Knospen. Auch in unserm Gärtchen gibt es nur erst Rosenknospen; und so ist es in allen Gärten des Dorfes. Ich habe überall nachgesehen. Allein vor dem Fenster des Müllers steht ein Rosenstock, der schon herrliche Rosen trägt. Ich bat den Knaben des Müllers nur um eine einzige Rose; allein er wollte mir keine schenken, sondern sagte, für einen Groschen wolle er mir eine zu kaufen geben.«

Mutter Johanna sagte lächelnd: »Nun, das ist schön, daß du den Herrn Pfarrer so in Ehren hältst, und so viele Aufmerksamkeit für ihn hast; sieh, da gebe ich dir den Groschen mit Freuden.«

Ludwig eilte mit dem Groschen in die Mühle, und sprach zu dem Müllersknaben, er solle ihm nun die Rose dafür geben. Der Müller, der dies hörte, sagte: »Das ist ein thörichter Einfall von dir, Ludwig, daß du für eine Rose Geld ausgeben willst. Warte noch vierzehn Tage, so kannst du Rosen genug umsonst haben. Allein so thöricht wie du handeln noch viele Menschen, die sich viel Geld kosten lassen, um etwa zwei oder drei Wochen früher Baumfrüchte oder Gemüse zu essen, die späterhin wohlfeiler, und auch besser und schmackhafter zu bekommen wären. Man muß warten können; die Zeit bringt Rosen.«

Ludwig sagte betrübt, daß er die Rose nicht für sich kaufen, sondern dem Herrn Pfarrer ein Geschenk zum Namenstage damit machen wolle. Da wurde der Müller sehr freundlich. „Das ist etwas Anders!“ sagte er. „Das ist ein herrlicher Einfall von dir! Stecke aber deinen Groschen nur wieder ein, lieber Kleiner. Nicht nur eine Rose sollst du haben, sondern den ganzen Rosenstock. Für unsern lieben Herrn Pfarrer ist mir nichts zu viel.“

Wer war nun je glücklicher, als Ludwig sich fühlte! Er trug den Rosenstock wie im Triumphe nach Hause, ordnete seinen Anzug so zierlich als er konnte, eilte dann in den Pfarrhof, überreichte dem Herrn Pfarrer den Rosenstock, und sagte dabei ein Sprüchlein, das er kürzlich gelesen hatte: „Gott woll', Ihr Leben zu erfreuen, auf Ihre Wege Rosen streuen.“

Der Pfarrer sagte gerührt: „Wo nahmst du doch den herrlichen Rosenstock her, liebster Ludwig?“

Als Ludwig nun erzählte, wie er zu dem Rosenstock gekommen sey, und der Pfarrer aus der Erzählung ersah, welche Angelegenheit sich Ludwig daraus gemacht habe, ihn zu erfreuen, traten dem ehrwürdigen alten Manne die Thränen in die Augen. „Gott segne dich, liebster Ludwig,“ sagte er; „du gleichest jetzt noch einer dieser zarten Rosenknospen; bleibe immer fromm und gut, und du wirst schöner blühen, als diese vollen Rosen hier.“

Als Ludwigs Namensfest kam, schenkte ihm der Pfarrer ein kleines, französisches Gebetbüchlein, das er eigens für ihn aus der Buchhandlung hatte kommen, und sehr schön in rothen Safian mit Gold hatte einbinden lassen. Er hatte auch den Spruch hineingeschrieben: „Jugend und Schönheit welken dahin gleich den Blumen; wer aber den Willen Gottes thut, besteht ewig."

Ludwig hatte an dem schönen Büchlein eine unbeschreibliche Freude. Er versicherte, es sey ihm das angenehmste Geschenk von der Welt, das man ihm nur immer hätte machen können. Allein es war auch das nützlichste Geschenk für ihn; denn es enthielt sehr schöne Gebete, und Ludwig las darin Morgens und Abends, zu Hause und in der Kirche mit großer Andacht.

Sechstes Kapitel.

Das Landleben.

Der kleine Ludwig war in seinem neuen ländlichen Aufenthalte bald angewöhnt. Er gewann seine guten Pflegeeltern sehr lieb, und ging mit ihren Kindern so vertraulich um, als wären sie seine Geschwister. Die Freundlichkeit, mit der Alle

im Hause ihm begegneten, machte ihn vergessen, daß er sich in einem fremden Hause befinde. Zwar hatte er noch immer eine große Sehnsucht nach seiner Mutter; allein er war deßhalb nicht traurig. Er tröstete sich mit der Hoffnung, die geliebte Mutter bald wieder zu sehen; und die fröhliche Gemüthsart, die dem kindlichen Alter eigen ist, und mit der besonders Ludwig reichlich begabt war, verscheuchte alle traurige Gedanken. Er war immer so fröhlich, so freundlich und dienstfertig, und hatte so gute Einfälle, daß Alle im Hause ihn täglich lieber hatten. Ja in dem ganzen Dorfe war er bei Jedermann beliebt.

Die ländliche Kost kam ihm anfangs etwas seltsam vor. Sogleich am ersten Morgen, an dem er sich wieder heiter und fröhlich fühlte, machte er mit den Kindern einen Spazirgang um das Dorf und den kleinen See, um die Gegend zu besehen. Sobald er aber zurück kam und in die Stube trat, fragte er, ob der Kaffee noch nicht fertig sey?

Die Mutter lächelte und sagte: „Lieber Ludwig! Wir haben dahier unsern eigenen Gebrauch, in den du dich fügen mußt. Einige vornehme Leute in der Stadt trinken den Kaffee ohne Milch; wir Landleute dahier trinken die Milch ohne Kaffee. Wir finden dieses viel wohlfeiler; überdies ist die Milch viel gesünder und schmeckt uns viel besser. Versuch es einmal!“ Sie brachte eine Schüssel

Milch und ein großes Stück Roggenbrod. Da Ludwig beinahe zwei Stunden lang die Felder und Wiesen durchwandert hatte, und der schöne Morgen sehr warm gewesen, so schmeckte ihm die frische Milch sehr gut. Er sagte, der beste Kaffee würde ihm lange nicht so gut geschmeckt haben, und er werde künftig zu seinem Frühstücke anstatt des Kaffees sich immer Milch ausbitten. So ging es auch mit andern Speisen. Er bekam selten Fleisch, sondern meistens nur Speisen von Mehl, Milch und Butter, gekochtes Obst und allerlei Gemüse, was aber Johanna alles sehr gut zu bereiten wußte. Er gewöhnte sich sehr gut daran. Da er auf dem Lande mehr Bewegung hatte, als in der Stadt, so hatte er auch mehr Appetit, und die Speisen schlugen ihm auch besser an. Da er anstatt des Zuckerbrodes nur schwarzes Brod, und anstatt des Confektes bloß Obst zu essen bekam, so waren seine Zähne schöner und weißer, als das reinste und weißeste Elfenbein. Ueberhaupt bekam er ein viel gesünderes Aussehen, und blühte wie eine Rose.

Das Angenehme des Landlebens hat wohl kein Mensch lebhafter gefühlt, als der kleine Ludwig. Da er, so lange er sich denken konnte, in einer engen Straße der Stadt gewohnt hatte, so gefiel es ihm auf dem Lande ganz ungemein wohl, und er sah fast täglich etwas Neues, das ihm Freude machte. Seine Pflegemutter Johanna hatte für

die Schönheiten der Natur vieles Gefühl, und suchte es auch in ihren Kindern zu wecken. Und da Ludwig in der deutschen Sprache bewundernswerthe Fortschritte machte, so konnte die liebevolle Pflegemutter sich bald ungestört mit ihm unterhalten.

Eines Tages hatte Johanna die gewöhnliche Wohnstube frisch ausweißen lassen, die Fenster und den kleinen Spiegel wohl gereinigt, und den Stubenboden nach Landessitte mit feinem, weißem Sande bestreut. Als Ludwig am andern Morgen in die Stube trat, betrachtete er die Stube, und sagte: „Sie ist nun wohl recht hell und freundlich; aber in der Stadt haben wir doch in einem viel schönern Zimmer gewohnt. Da waren schöne Landschaften an die Wände gemalt, zwischen den Fenstern hing ein großer Spiegel in einer goldenen Rahme, und der Fußboden war mit einem farbigen Teppiche bedeckt. So solltest du deine Stube auch auszieren lassen!“

„Lieber Ludwig,“ sagte die Mutter, „wir Landleute haben nicht so viel Geld, uns so prächtig einzurichten. Dies ist aber auch gar nicht nothwendig. Es wäre thöricht, wenn wir uns eine Landschaft wollten an die Wand malen lassen; wir sehen ja hier in unserer Stube immer die schönste Landschaft vor Augen. Sieh nur einmal durch das Fenster! Wie schön blau ist die Luft, wie lieblich grün sind Feld und Wald, und sieh nur, wie eben jetzt die

Bäume und dort der Kirchthurm im Morgengolde glänzen! So etwas kann kein Maler zu Stande bringen. Die blumige Wiese, die sich vor unsern Fenstern ausbreitet, ist ein so schöner, bunter Teppich, daß nie ein Prinz oder eine Prinzessin auf einen von schöneren Farben getreten ist. Und der See dort, in dem sich der Himmel, Wald und Felsen, und die Mühle mit dem neuen rothen Ziegeldache abspiegeln, ist ein größerer Spiegel, und viel herrlicher, als man in einem fürstlichen Pallaste einen finden kann. Meinst du nicht?«

„O ja,« sagte Ludwig; „in der Stadt sah ich nie etwas so schönes. Da sah ich, wann ich zum Fenster hinausschaute, nur Dachziegel, Mauern und Pflastersteine. Auf dem Lande ist es viel schöner!«

»Nicht wahr,« sprach die Mutter, »der liebe Gott hat unsern Aufenthalt auf Erden recht schön eingerichtet? Sag' einmal selbst, hat Er nicht Alles, was wir sehen, sehr schön gemacht, und mit den lieblichsten Farben bemalt?«

»Ja, das ist wahr!« rief Ludwig; „Er ist doch ein recht lieber, gütiger Gott. Das erkennt man auf dem Lande viel besser, als in der Stadt.«

Ludwig machte manchmal selbst sehr gute Bemerkungen über das Stadt- und Landleben. Lorenz stand mit allen den Seinigen im Sommer mit Aufgang der Sonne auf, und bald nach Untergang der Sonne gingen sie zu Bette. Den Sommer

über wurde in dem Hause kein Licht angezündet. Ludwig fügte sich in diese Ordnung und sie gefiel ihm sehr wohl. Er sah früherhin die Sonne nie aufgehen; nun aber konnte er die schönen, goldenen Morgen, die ihm ins Fenster schienen, nicht genug bewundern. „Die Leute in der Stadt,“ sagte er, „sind doch rechte Thoren, daß sie den schönen Morgen verschlafen, und dann die halbe Nacht beim Kerzenlicht zubringen. Sie könnten viel mehr Freude haben, wenn sie früher aufstehen und früher zu Bette gehen wollten. Auch würden sie viel Geld für Kerzen ersparen.“

Die Kinder gingen mit Ludwig öfter in den nahen Wald, um Erdbeeren zu pflücken. Da kamen sie einmal in ein kleines Thal, das gar nicht schöner hätte seyn können. Die Hügel umher waren von prächtigen Eichen und schlanken Birken mit hellgrünem Laube, und die röthlichen Felsen von dunkelgrünen Tannen beschattet; der Wiesengrund, durch den ein silberhelles Bächlein floß, war mit reichlichem Grase und unzähligen Blumen von allen Farben bedeckt, und herrlich von der Sonne beleuchtet. Unten an den Hügeln und Felsen wuchsen eine Menge Erdbeeren, und die Ufer des Bächleins waren blau von Vergißmeinnicht. „Hier ist es doch recht schön!“ rief Ludwig. „Der große herrschaftliche Garten, in den mich meine Mutter zu Zeiten führte, ist nichts dagegen. Dort sah

man mehr Sand, als Gras und Blumen; und an den Bäumen sah man keine Aeste; sie sahen wie große, grüne Kugeln aus. Aber hier in diesem Waldthale — wo duftende Erdbeeren in Fülle wachsen, wo zu beiden Seiten des klaren Bächleins viele tausend und tausend zierliche blaue Blümchen blühen, wo diese großen Eichen ihre mächtigen Arme ausstrecken — da ist es herrlich! Das ist ein rechter Garten; ja die ganze Gegend, die unser Dörflein umgibt, ist ein wahrer Lustgarten; und ich lobe und preise den Gärtner, der Erdbeeren, Vergißmeinnicht und Eichen gepflanzt hat — den lieben Gott! Wann ich wieder zu meiner Mutter komme, so gehe ich nicht mehr mit ihr in die Stadt; sie muß mit mir auf das Land ziehen. Da wollen wir uns der lieben Sonne und der frischen Luft, der Blumen und Kräuter und Bäume recht freuen, und Gott dafür danken.«

Was dem fröhlichen Ludwig das Leben auf dem Lande noch angenehmer machte, war die Fröhlichkeit, mit der alle Kinder des Dorfes Abends bei der großen Linde oder draußen auf der Wiese ein gemeinschaftliches Spiel machten. Wie es zu Kriegszeiten gewöhnlich geht, so spielten die Knaben jetzt meistens Soldaten. Ludwig, der in der Stadt einige Male die Soldaten exerziren gesehen, sah den Knaben zu, und sagte zu ihnen: »Ihr machet es nicht recht! Wenn es euch be=

liebt, so will ich euch zeigen, wie ihr es machen müsset.«

Das war den Knaben sehr lieb, und Ludwig lehrte sie nun, schön aufrecht hinstehen, die Füße auswärts setzen, und das Gewehr auf mancherlei Art handhaben, das übrigens nur ein Haselstock war; er ließ sie bald im langsameren, bald in schnellerem Schritte marschiren, sich bald rechts, bald links wenden, und allerlei Schwenkungen und Stellungen machen. Die Knaben sagten, daß er die Sache verstehe, und erwählten ihn einmüthig zu ihrem Oberst, auf welche Ehre Ludwig nicht wenig stolz war. Er ließ es sich sehr angelegen seyn, Alles herbei zu schaffen, was, wie er sagte, zum Dienste nöthig sey. Auf Ludwigs Bitten kaufte der reiche Müller seinem Knaben auf dem Jahrmarkte eine kleine Trommel, und Johanna gab ein Taschentuch von feinem Muselin her, das zur Fahne dienen mußte; es war zwar rein gewaschen, allein etwas schadhaft. Doch Ludwig sagte: „Das macht nichts! Wenn die Fahne recht zerfetzt ist, so ist das nur um so ruhmvoller.“

Er fand in Johannens Nähzeuge einige versilberte Flitter, und verfertigte daraus, nachdem er zuvor um Erlaubniß gebeten, einen Stern, den er aber nur bei großer Parade an seinem blauen Fracke trug; er wußte sich einige farbige Papierstreifchen zu verschaffen, und bestimmte sie für

die flinkesten und gewandtesten Knaben zu Ordensbändern.

Wann nun die Bauern Abends unter der Linde ihre Pfeife rauchten, so sahen sie dem Spiele der Kinder mit Vergnügen zu. Sogar der Herr Pfarrer schaute manchmal eine halbe Stunde zum Fenster heraus, und bezeigte seine Zufriedenheit mit diesen Spielen; denn er hatte es gern, wenn die Kinder fröhlich waren, und sich öffentlich und gemeinschaftlich belustigten. Auch viele Bäuerinnen kamen herbei, und hatten an der Geschicklichkeit ihrer Söhnchen große Freude. Sie gaben indessen gern zu, daß Ludwig sich vor allen übrigen Knaben auszeichne. Die Bauernknaben waren bräunlich von Angesicht, und stark von Gliedern; Ludwig aber sah aus wie Milch und Blut, und war so zart wie ein Prinz. Er wußte Alles sehr gut anzuordnen, und gab seine Befehle mit so großem Ernste, als wäre dieses Spiel die wichtigste Angelegenheit.

Johanna sagte einmal besorgt zu ihm: „Möchtest du denn wirklich einmal Soldat werden?“ „O ja!“ sagte Ludwig freudig; „warum denn nicht?“ „Aber da könntest du ja um das Leben kommen!“ sagte sie. „Das weiß ich wohl,“ sagte Ludwig; „allein ich habe neulich gelesen, und glaube es auch: „Es ist schön und rühmlich, für das Vaterland zu sterben!“

Siebentes Kapitel.

Großer Kummer, Hülfe und frommer Dank.

Der gute Pächter Lorenz und seine treffliche Ehegattin Johanna brachten den Sommer bei ihren mancherlei ländlichen Beschäftigungen sehr vergnügt zu. Ihre Kinder, auch Ludwig, halfen, so viel es ihre Kräfte erlaubten, bei der Arbeit, und machten ihnen viele Freude. Allein die Aerndte fiel nicht so gut aus, als man erwartet hatte. Lorenz hatte überdies das Unglück, ein Pferd zu verlieren, und er mußte, da die Feldarbeit dringend war, sogleich ein anderes kaufen, das ihm vieles Geld kostete. Indeß nahte der Tag heran, an dem er das Pachtgeld erlegen sollte; er wußte aber die vollständige Summe nicht aufzubringen. Er fragte bei diesem und jenem wohlhabenden Bauer bescheiden und bittweise an, ob er ihm das fehlende Geld nicht vorstrecken wolle. Allein Diejenigen, die ihm hätten helfen können, wollten nicht; und die ihm gern helfen wollten, konnten nicht. Lorenz und Johanna waren sehr bestürzt; denn in dem Pachtbriefe stand, wenn die betreffende Summe nicht jedesmal an dem bestimmten Tage voll und rund in der herrschaftlichen Kanzellei zu Waldenberg erlegt werde, so habe der Pachtherr sich auf diesen Fall das

Recht vorbehalten, den Pacht aufzukünden, und der Pächter müsse dann auf der Stelle abziehen. Als der gefürchtete Tag anbrach, zählte Lorenz noch einmal alles Geld, das er hatte, zusammen. Allein es fehlten daran noch zwei und zwanzig Gulden. „Ach!“ sagte Lorenz bekümmert, „der Herr Verwalter wird freilich sehr unzufrieden seyn. Allein ich hoffe, er werde doch wohl einsehen, daß es bei der geringen Aerndte und dem Unglücksfalle, den wir mit dem Pferde gehabt haben, mir unmöglich war, die ganze Summe herauszuschlagen; er wird Nachsicht mit uns haben, und uns und unsere Kinder nicht verstoßen.“

„Gott geb' es!“ sagte Johanna mit weinenden Augen; „ich werde indeß aus meinem bekümmerten Mutterherzen unausgesetzt zu Gott flehen, Er wolle unsere armen Kinder, die sonst keine Heimath haben, nicht aus diesem Hause vertreiben lassen.“

„Thu' das,“ sagte Lorenz wehmüthig; „ich will es auch thun. Auf dem ganzen Wege bis in die Kanzellei werde ich unausgesetzt zu Gott flehen.“ Er blickte schmerzlich zum Himmel, und ging betrübt zur Thüre hinaus.

Der Verwalter war ein strenger Mann, der wenig Worte machte. Er antwortete gar nicht auf Lorenzens Bitten und Vorstellungen. Er zählte das Geld, strich es ein, schrieb eine Quittung über den richtigen Empfang des erhaltenen Geldes, jedoch

mit der Bemerkung, wie viel noch daran fehle, und sagte dann: „Ihr wißt, wie der Pachtbrief lautet. Wenn nicht heute noch vor Sonnenuntergang die zwei und zwanzig Gulden bei Pfennig und Heller hier auf dem Tische liegen, so habt Ihr aufgehört, Pächter zu seyn; Ihr müsset morgen das Haus räumen, und Euren Stab weiter setzen. Von Eurer Hauseinrichtung oder Eurem Vieh werde ich so viel zurückbehalten, als die fehlende Summe beträgt. Uebrigens hat sich schon ein anderer Pächter gemeldet, der mehr Pachtgeld, als Ihr, zu bezahlen verspricht.“ Er langte den Pachtbrief aus dem Aktenkasten hervor, schlug ihn auseinander und sagte: „Da leset! Den Vertrag habt Ihr unterschrieben. Da steht Euer Name. Daran ist nichts mehr zu ändern. Ihr wißt hiemit meine Meinung, und könnet gehen.“

Lorenz ging mit schwerem Herzen durch den Wald zurück, seiner Wohnung zu. Er dachte beständig daran, was für einen Jammer sein Weib und seine Kinder erheben würden; die Thränen drangen ihm in die Augen, und er seufzte öfter so mächtig, als wollte er die Seele aushauchen. Der Weg führte nicht weit von jenem Eichbaume vorbei, unter dem er den kleinen Ludwig gefunden hatte. Er begab sich auf dem schmalen Seitenwege dahin, kniete unter dem Baume nieder, und betete mit Inbrunst, mit heißen Thränen und fest

gefalteten Händen: „Lieber Gott! Hier auf dieser Stelle kniete Ludwig, als ein armes verlassenes Kind, und flehte mit erhobenen Händchen zu Dir — und Du hast sein Flehen erhört! Nun knie ich hier, und flehe in meiner Noth eben so zu Dir. Ach, laß mein Flehen zu Dir kommen! Erbarme Dich meiner — meines Weibes — meiner Kinder — auch des guten Ludwigs! — Ach Du lieber Gott, Du sagtest ja selbst: Seyd barmherzig, so will ich auch gegen euch barmherzig seyn! Nun, ich habe mich des fremden Kindes erbarmt; erbarme Du Dich nun auch meiner und meiner Kinder! O Du guter Gott, laß mein Flehen nicht unerhört.“

Lorenz stand sehr getrost von seinem Gebete auf. Er war kaum einige hundert Schritte gegangen, so kam ihm seine Johanna eilig entgegen. Lorenz war darüber nicht wenig befremdet, und rief: „Ist etwas Unangenehmes vorgefallen, daß du so eilig hieher kommest?“

Allein sie rief: „Nichts, als Gutes!“ und lächelte dabei so heiter, wie ein Engel.

„Nicht wahr,“ sagte sie, als sie näher gekommen, „der Verwalter will nicht warten?“

„Nein,“ sprach Lorenz bekümmert, „das will er nicht!“

„Das dachte ich wohl!“ sagte Johanna mit freudigem Angesichte.

Lorenz sprach: „Und das kannst du mir mit lachendem Munde sagen?“

„Jetzt wohl,“ sagte Johanna; „denn Gott hat uns geholfen. Mein Herz ist so voll Dank und so voll Freude, daß ich laut jubeln und Gott vor aller Welt danken möchte! — Ich konnte nicht so lange warten, bis du nach Hause kämest; ich mußte dir entgegen eilen, um dir das große Glück, das uns zu Theil ward, sogleich zu verkünden. Gott hat uns wunderbar gerettet! Da sieh einmal!“ — Sie öffnete die Hand, und zeigte ihm zwanzig glänzende Goldstücke, alle fast neu geprägt und mit scharfem Rande.

Lorenz traute kaum seinen Augen. „Um Gotteswillen,“ rief er, „wie kommst du zu so vielem Golde?“

Johanna sagte: „Du könntest Tage, ja wohl Jahre lang rathen, und würdest es doch nicht errathen. Ich will es dir also nur sogleich ausführlich erzählen! Als du fort warest, wurde mir das Herz recht schwer, ach so schwer, daß ich es gar nicht aussprechen kann. Die größern Kinder waren mit Ludwig in der christlichen Lehre; die kleinern spielten draußen auf dem grünen Rasen im Baumgarten; das kleinste lag in der Wiege, und schlief recht sanft und süß. Ich suchte die Kleidungsstücke der Kinder zusammen, die des Ausbesserns bedurften, und setzte mich an den Tisch

in der untern Stube. Ich nähte sehr emsig, und betete dabei beständig, recht aus dem Innersten meines Herzens. Ich blickte dabei bald durch das Fenster auf die Kinder im Garten, bald auf das Kind neben mir in der Wiege. „Ach Gott,“ seufzte ich öfter, „erbarme Dich dieser armen Kinder, die von dem Kummer, der mich drückt, und von dem Jammer, der ihnen droht, noch nichts wissen!“ Manche Mutterzähre fiel auf das Kinderkleidchen, an dem ich eben nähte. Ich kam nun an Ludwigs blauen Rock, der auch anfängt, hie und da etwas schadhaft zu werden. Ich nähte eine Naht zu, die aufgegangen war, und sah nun noch nach, ob nicht ein oder der andere Knopf beschädigt sey, oder gar fehle. Da bemerkte ich, daß an einem der mit blauem Tuche überzogenen Knöpfe der Rand etwas aufgeritzt sey. Aus der kleinen Ritze schimmerte etwas hell wie Gold hervor. Ich machte die Oeffnung mit dem Nagel des Fingers etwas größer — und ein Goldstück kam zum Vorschein. Du kannst dir denken, wie ich erstaunte. „Lieber Himmel,“ dachte ich, „das ist ja Gold? Wie kam dieses da hinein?“ Ich sann nach; ich konnte mir nichts Anderes denken, als man müsse es da eingenäht haben, um es zu verbergen. Die Mutter des guten Ludwigs, dachte ich, mußte sich flüchten. Die Geflüchteten sind vielen Gefahren ausgesetzt. Sie suchte daher das Geld auf diese

Art vor räuberischen Händen zu verwahren. Sicher enthalten die übrigen Knöpfe auch noch Gold. Ich trennte einen Knopf nach dem andern ab, öffnete den Ueberzug, und fand in jedem ein Goldstück. So kam ich zu diesen zwanzig Dukaten; so hat Gott uns aus der Noth geholfen. Du kannst nun den Herrn Verwalter bezahlen, und wir dürfen mit unsern lieben Kindern wieder in unsrer Wohnung bleiben!«

Lorenz sagte bedenklich: „Ich weiß nicht, ob uns mit dem Gelde geholfen ist! Es ist ja nicht unser; es gehört Ludwigs Mutter. Vor fremden Gute bewahre mich Gott!«

„Mir fiel das auch ein," sagte Johanna, „und ich überlegte die Sache. Höre einmal, was ich davon denke. Da Ludwigs Mutter nicht so arm ist, als wir dachten, ja wohl reicher, als wir es sind, so ist sie gewiß bereit, uns für ihr Kind ein billiges Kostgeld zu bezahlen. Wir können es auch mit allem Rechte fordern. Und da denke ich, ein Gulden für die gänzliche Verpflegung die Woche hindurch sollte nicht zu viel seyn. Ueberdies haben wir auf Ludwig sonst noch Manches verwendet. Er kam zu uns, wie er stand und ging, und hatte nicht einmal einen Hut; du kauftest ihm einen hübschen Hut, ich versah ihn mit weißem Zeug', und kleidete ihn in selbst gesponnene dichtgewebte blaue Leinwand, damit er seinen schönen Rock für

die Sonntage sparen könne; wir ließen auf seine alten Schuhe neue Sohlen machen, und schafften ihm ganz neue Schuhe an. So haben wir ihn vom Kopfe bis zu den Füßen gekleidet. Kost und Kleidung beträgt bis diese Stunde schon bei weitem mehr, als zwei und zwanzig Gulden. Nimm du daher diese vier Dukaten hier, die gerade zwei und zwanzig Gulden ausmachen, getrost, und bringe sie dem Verwalter.«

»Wahrhaftig!« rief Lorenz hoch erfreut, »du hast Recht. Wir können die vier Dukaten mit gutem Gewissen für uns verwenden. Gott hat uns aus unsrer großen Noth errettet. Ihm sey Lob und Dank!« — Er schwieg voll frommer, dankbarer Rührung. »Aber,« fing er über eine Weile an, »der Verwalter wird sich wundern, wie ich so schnell zu dem Gelde gekommen bin. Was soll ich ihm sagen, wenn er mich darum fragt?«

»Ei,« sprach Johanna, »sag nur, deine Hausfrau habe dir das Gold gegeben; es sey ein heimliches Geld, von dem du bis zu dem Augenblick, da ich es dir gab, nichts gewußt habest. Aber nun geh; ich will auch, so schnell ich kann, zu unsern Kindern nach Hause eilen!«

»Komm erst noch ein wenig mit mir!« sagte Lorenz. »Ich muß dir doch den Eichbaum zeigen, unter dem ich den guten Ludwig gefunden habe.« Er ging voran in das Gebüsch, und sie folgte ihm.

„Sieh, Johanna," sagte Lorenz, als sie auf dem kleinen, grünen Platze standen, „dies ist der Baum, unter dem Ludwig so herzlich zu Gott gefleht hat, und von Ihm erhört wurde. Unter eben diesem Baume flehte auch ich eben jetzt in meiner betrübten Lage zu Gott — und auch mein Gebet wurde erhört. Ach, ich dachte nicht, ja ich hätte es kaum für möglich gehalten, daß ich dem barmherzigen Gott noch in eben dieser Stunde, unter eben dieser Eiche für seine Hülfe in der Noth würde danken können."

Lorenz sank mit erhobenen Händen und zum Himmel gerichteten Blicken auf die Knie, und rief: „Liebster himmlischer Vater! Eben so innig, als ich vorhin zu Dir betete, möchte ich Dir jetzt danken. Du hast mein Gebet nicht verschmäht; o laß Dir nun auch meinen Dank nicht mißfallen!"

Johanna kniete neben ihren Mann hin, und stimmte in seinen Dank mit ein. Beide freuten sich unaussprechlich, daß der große, allmächtige Gott so liebreich für uns arme Menschen sorge, unser gedenke, und uns aus unsern Nöthen errette; ihre Liebe, ihr Vertrauen zu Gott, ihre kindliche Dankbarkeit gegen Ihn erfüllte ihr Herz mit einer höhern, reinern Freude, als alles Gold der Welt ihnen hätte verschaffen können.

Johanna eilte nach Hause; Lorenz machte sich wieder auf den Weg nach Waldenberg. Es ward

ziemlich spät, bis er in sein kleines Thal zurück kam. Der Vollmond stand bereits hoch am Himmel, beleuchtete das freundliche Dörflein, und spiegelte sich in dem stillen See. Johanna saß auf der Bank vor ihrer Hausthüre, und wartete auf ihren lieben Mann. Sie hatte die Kinder schon längst zu Bette gebracht, und das Nachtessen auf die Glut gestellt. Beide gingen nun in die Stube, aßen zusammen auf die Nacht, und redeten von den Begebenheiten des verflossenen Tages.

Lorenz fragte unter Anderm: „Weiß Ludwig davon, daß in seinem Rocke Geld eingenäht war?«

„Nein," antwortete Johanna. „Ich habe ihn darüber ausgeforscht. „Du, Ludwig," sagte ich, zu ihm, „die Knöpfe in deinem Rocke sind bereits sehr abgenützt. Ich habe sie herausgenommen, und werde sie wegwerfen. Anstatt der tuchenen Knöpfe will ich metallene hineinsetzen, die dauerhafter sind und wie Gold glänzen. Darüber freute er sich sehr, und hatte nichts dagegen einzuwenden. Wenn er von dem Golde gewußt hätte, so hätte er gewiß gesagt, ich solle zuvor das Gold heraus nehmen, ehe ich das Tuch wegwerfe.«

„Nun wohl," sprach Lorenz; „da seine Mutter nicht für rathsam hielt, ihm etwas von dem Golde zu sagen, so sagen wir ihm auch nichts davon.«

„So meine ich auch," sagte Johanna. „Obwohl er indeß nichts von dem Golde weiß, so soll es

doch nur allein für ihn verwendet werden. Ich will schon so gut damit haushalten, als wie mit einem anvertrauten Gute, von dem ich einst Rechenschaft ablegen muß. Ich will Alles, was ich davon ausgebe, fleißig aufschreiben, und gleichsam die Vormünderin des Knaben seyn. — Ich war bisher oft recht bekümmert, woher wir Geld nehmen wollen, ihn zu kleiden. Der lebhafte Knabe ist sogleich wieder mit einem Paar Schuhe fertig. Nun hat Gott auch dafür gesorgt. Die Mutter des guten Ludwigs hat ihm, ohne diese Absicht zu haben, so viel, ja mehr Geld, als er jetzt nöthig hat, mitgegeben, indem sie das Gold in sein Kleid einnähte.«

»Das Gold,« sagte Lorenz, »war ein heimlicher Schatz, den Ludwig, ohne es zu wissen, in unser Haus brachte, und der nun auch uns zum Segen gereicht. Ohne die Beihülfe dieses Geldes hätten wir das Pachtgeld nicht bezahlen können.«

„Sicher nicht,« sagte Johanna. — „Was wir für den Knaben an baarem Gelde ausgelegt haben, ist wenig; was er bei uns verzehrte, achteten wir in der Haushaltung kaum. Wir hätten, wenn wir das Kind nicht zu uns genommen hätten, keine zehn, viel weniger zwei und zwanzig Gulden erspart.«

„So ist es, meine liebste Johanna,« sagte Lorenz. „Wenn wir das Kind nicht in unser

Haus aufgenommen hätten, so müßten wir jetzt dieses Haus mit unsern Kindern verlassen. Indem wir diesem Kinde eine Wohlthat erzeigten, hat Gott uns und unsern Kindern durch eben dieses Kind eine noch viel größere Wohlthat erwiesen. — O laß uns Gott loben und preisen, der Alles so weislich fügt, und auch das kleinste Gute, das wir thun, hier oder dort, reichlich belohnt.«

Lorenz blickte gerührt zum Himmel. Johanna faltete die Hände. Beide schwiegen. Es war eine andächtige Stille. Der Mond schien durch die grünen Zweige der Bäume am Hause hell und freundlich ins offene Fenster; die milde Abendluft wehte süße Wohlgerüche der Lindenblüthe herein. Das fromme Dankgebet der guten Leute aber war vor Gott ein angenehmeres Abendopfer, als der köstlichste Weihrauch.

Achtes Kapitel.

Die fremden Krieger.

Indeß hatte der Herbst, der sich sehr heiter und freundlich eingestellt, die Wälder um Ellersee bunt gefärbt, und noch immer hatte kein Soldat das freundliche Dörflein betreten. Man merkte

es nur an den höhern Abgaben, daß es Krieg sey. Allein eines Abends wiederhallte das kleine Thal plötzlich von kriegerischen Trommeln. Ein französisches Regiment zog durch das Dorf, und eine Compagnie davon blieb da, um auf unbestimmte Zeit hier zu verweilen. Johanna war doch etwas ängstlich, die französischen Soldaten möchten dem guten Ludwig, als dem Kinde ausgewanderter Eltern, feindselig begegnen, und es auch ihr und ihrem Manne entgelten lassen, daß sie ihn in ihr Haus aufgenommen hatten. Es ward dem Lorenz angesagt, auch er werde einen Mann in das Quartier bekommen; er solle sich unter die Linde des Dorfes begeben, um ihn abzuholen.

Ludwig wollte geschwind seinen Sonntagsrock anziehen, um darin dem erwarteten Gaste sein Compliment zu machen. Allein Johanna sagte: »Behalte nur deine Werktagskleider an; es wird gut seyn, wenn du um nichts besser gekleidet erscheinest, als Konrad. Hüte dich auch, französisch zu sprechen, und laß bei Leibe kein französisches Wörtlein von dir hören. Unsre fremden Gäste müssen es nicht sogleich wissen, daß du ein kleiner Landsmann von ihnen bist. Wir müssen erst sehen, wie sie sich gegen uns betragen.«

Als der Soldat, ein Mann von ernstem kriegerischem Aussehen, in die reinliche Stube trat, und lauter freundliche Gesichter erblickte, schien er

sehr zufrieden. Er setzte sich an den Tisch, und stopfte seine Pfeife. Ludwig brachte eilig Licht, den Taback damit anzuzünden. Konrad brachte einen Krug gutes Bier, und ein sehr reines, helles Trinkglas dazu. Lise deckte indeß den Tisch. Sobald der Mann seine Pfeife ausgeraucht hatte, und sie ausklopfte, trug Lise die Suppe auf. Ludwig brachte hierauf ein Paar gebratene Tauben, und Konrad folgte ihm mit dem Salat. Der ernste Krieger lächelte freundlich, und nickte stillschweigend mit dem Kopfe; es gefiel ihm sehr, daß die Kinder ihn so emsig bedienten. Auch ließ er es sich wohl schmecken. Ludwig setzte sich indeß in die Ecke der Stube, und verwandte kein Auge von dem Manne.

Nach dem Essen kam noch ein anderer Soldat herein, seinen Kammeraden zu besuchen, und fing ein lebhaftes Gespräch mit ihm an. Als Ludwig, nach so langer Zeit, seine Muttersprache wieder reden hörte, war es ihm, als höre er eine himmlische Musik. Er sprang auf, und begrüßte die zwei Soldaten in französischer Sprache aufs freundlichste. Die Soldaten schauten den zarten, lieblichen Knaben in Bauernkleidern, der so rein und fertig französisch sprach, verwundert an. Sie zweifelten keinen Augenblick, daß er ein geborner Franzose sey, und fragten ihn, wie er hieher gerathen. Ludwig erzählte, wie er mit seiner Mutter eine

Reise gemacht, wie er von dem bösen Kuckuk in den Wald gelockt wurde und sich dort verirrte, wie Lorenz und Johanna ihn so gütig und liebreich aufgenommen, und wie er seit dieser Zeit nichts mehr von seiner Mutter gehört habe. Beide Soldaten bezeigten ihm ihre herzlichste Theilnahme, und wurden gegen Lorenz und Johanna ganz ungemein freundlich. Sie drückten Lorenzen und Johannen kräftig die Hand, und ersuchten Ludwig, auch in ihrem Namen und in deutscher Sprache diesen seinen Pflegeeltern zu danken, daß sie ihm so viele Liebe erwiesen.

Am andern Morgen wurde es sogleich unter allen Soldaten im Dorfe bekannt, daß sich ein kleiner Knabe aus Frankreich in dem Dorfe aufhalte. Viele Soldaten kamen in das Haus, ihn zu sehen, und hatten große Freude an ihm. Der Offizier aber, dem Ludwig als ein sehr liebenswürdiger Knabe geschildert wurde, ließ ihn zum Mittagessen einladen. Ludwig eilte sogleich in seine Kammer hinauf; und kam bald wieder festlich gekleidet herab. Er hatte seinen dunkelblauen Rock angezogen; seine Weste und langen Beinkleider waren so weiß wie Schnee. Johanna brachte sein schönes, schwarzlockiges Haar in Ordnung. So schön geputzt und den Hut in der Hand trat er mit seinem gewöhnlichen Anstand in das Zimmer des Offiziers, verneigte sich, und sagte, er rechne

es sich zur Ehre, mit ihm speisen zu dürfen. Der Offizier fand großes Wohlgefallen an dem artigen Knaben, und unterhielt sich während der Mahlzeit mit ihm sehr gut; denn Ludwig war ganz ungemein fröhlich und gesprächig.

Der Offizier mit seinen Soldaten zog wieder ab; von Zeit zu Zeit kamen wieder andere. Der kleine Ludwig ward von nun an in dem Dorfe eine Person von großer Wichtigkeit. In vielen Häusern entstand zwischen den fremden Kriegern und den Hauseinwohnern Streit — bloß weil die Einen die Sprache der Andern nicht verstanden. Ludwig wurde gerufen, und half oft mit einigen Worten aus aller Verlegenheit. Oft stand der zarte Knabe unter der Linde des Dorfes zwischen den ergrauten Gemeindemännern und bärtigen Kriegern, die ohne seine Vermittelung einander nicht verstanden hätten, und beide Theile bezeigten ihm ihren Dank. Mancher Trupp kam mit trotzigen Mienen und drohenden Blicken in das Dorf; sobald aber Ludwig sie in ihrer Muttersprache freundlich grüßte, erheiterten sich plötzlich alle Gesichter, und manches Unheil, das sie sonst vielleicht angerichtet hätten, unterblieb.

Die Bauern erkannten es auch, welche große Dienste ihnen Ludwig leiste. „Wenn Ludwig nicht wäre,“ sagten sie öfter, „so wäre es uns schon manchmal übel gegangen.“ Der Ortsvorstand

machte daher den Vorschlag, weil Lorenz schon einen kleinen Franzosen, der dem ganzen Dorfe sehr nützlich sey, im Quartier habe, so solle er künftig von andern Einquartierungen frei seyn. Nach einigem Widerspruch von etlichen Wenigen nahm die Mehrzahl diesen Vorschlag an, und Lorenz, dem es doch etwas schwer fiel, seine zahlreichen Kinder zu ernähren, wurde dadurch sehr erleichtert.

Neuntes Kapitel.

Der Verwundete.

Nunmehr wurden die Begebenheiten immer ernsthafter. Die Franzosen hatten die waldige Gegend, worin das Dorf lag, besetzt; die Deutschen suchten sie daraus zu vertreiben. Nicht weit vom Dorfe über dem See, in einer sumpfigen, mit zerstreutem Gebüsch bedeckten Gegend, fiel ein hitziges Gefecht vor. Die Einwohner von Ellersee standen in Schaaren auf einer kleinen Anhöhe neben dem Dorfe und schauten zu. Man sah hier das Feuer und hörte den Knall von jedem Schusse; von den Kämpfenden konnte man jedoch wegen des Rauches und der Entfernung wenig unterscheiden. Ludwig

war einer der Ersten, die sich auf dem Hügel eingefunden hatten. Mit begierigen Blicken und klopfendem Herzen sah er dem Kampfe zu; es war ihm, als ginge jeder Schuß ihm durch das Herz, weil er dachte, daß jeder einem Menschen das Leben kosten könne. Der gute Knabe war sehr blaß und stand ganz unbeweglich da — und wie stumm. Nur bezeigte er seine Verwunderung, daß man zuerst das Feuer von dem Schusse auffahren sehe, den Knall aber erst eine gute Weile nachher vernehme.

Das Gefecht währte bis an den späten Abend. Als es bereits dämmerte, und das Gewehrfeuer sich immer weiter entfernte, kam aus jener Gegend her ein Bauersmann und erzählte mit bleichem Angesicht und bebender Stimme, was er von dem Kampfe wußte. „Mir wäre es bald übel gegangen," sagte er. „Ich wanderte ruhig meines Weges hin; da fing es auf einmal an zu beiden Seiten des Weges zu krachen. Ich war gerade zwischen die zwei Feuer der streitenden Partheien gerathen. Die Kugeln pfiffen rechts und links an mir vorbei. Voll Angst und Schrecken kroch ich in einen Busch, und blieb da versteckt, bis das entsetzliche Schießen sich weit genug hinweg gezogen hatte. Auf dem Wege hieher, fügte er noch bei, sah ich einen verwundeten französischen Offizier liegen. Ich hätte ihm gern Hülfe geleistet; allein ich war

froh, daß ich mit dem Leben davon gekommen, und eilte weiter, so schnell ich konnte.«

Da Ludwig dies hörte, bat er die Bauern flehentlich, doch hinaus zu gehen, und den Verwundeten herein zu bringen. Einige Bauern schienen dazu geneigt. Allein einer der Männer, jener Krall, der sich schon früherhin gegen Ludwig und Lorenz so feindselig gezeigt hatte, rief: »Nein, das ist nicht zu wagen! Mich dünkt, das Schießen rücke wieder näher. Hört ihr nicht, wie es kracht und donnert, und im Walde wiederhallt? Wie leicht könnte da einen von euch eine Kugel treffen! Wann der Kampf geendet ist, so werden diejenigen, die das Schlachtfeld behaupten, schon für die Verwundeten sorgen; uns haben sie dazu nicht nöthig.«

Auf diese Rede wagte es keiner aus den Bauern, dem verwundeten Offizier zu Hülfe zu kommen. Als das Schießen nachließ, zerstreuten sich die Bauern nach und nach, und gingen nach Hause. Ludwig blieb noch, und horchte ängstlich nach der Gegend hin. Das Gewehrfeuer hörte auf, und es herrschte eine schauerliche Stille. Allein Ludwig vernahm von Zeit zu Zeit eine Stimme, die um Hülfe zu rufen schien. Der gute Knabe hatte gegen alle Menschen das wohlwollendste Herz, besonders aber gegen seine Landsleute. Er konnte sich nicht mehr halten. Er sprang den Hügel hinab, lief längs dem See hin, und eilte der Stimme

des Rufenden zu. Unter einem Weidenbaume fand er den französischen Offizier. Er lag auf dem sumpfigen Boden, war noch sehr jung, todtenblaß, aber von sehr edler Gesichtsbildung. Eine Kugel hatte ihn am rechten Fuße schwer verwundet. Weder Freund noch Feind konnte sich in der Hitze des Gefechtes um ihn annehmen. Er hatte die Wunde, um das Verbluten zu verhindern, mit seinem Taschentuche verbunden, und hatte versucht, indem er sich auf eine Flinte stützte, die während des Gefechtes verloren gegangen, das Dorf zu erreichen. Allein er vermochte nicht sich weiter fortzuschleppen, und war unter dem Weidenbaum entkräftet liegen geblieben. Seine Wunde schmerzte ihn heftig; der leichte Verband konnte das Blut nicht ganz stillen, und er litt brennenden Durst. Die Abendluft wehte kalt. Er hatte sich schon darein ergeben, hier auf dem feuchten Boden in der kalten Nacht umzukommen, und hatte eben seine Seele Gott empfohlen. Da erblickte er den holden Knaben in ländlichen Kleidern, der ihn zu seinem nicht geringen Erstaunen in französischer Sprache anredete, auf das freundlichste grüßte, und voll des herzlichsten Mitleids versprach, ihm Hülfe zu verschaffen. Dem jungen Offizier war es nicht anders, als sähe er einen Engel des Himmels. Er klagte ihm seine Noth. Ludwig sagte, er wolle ihm sogleich zu trinken bringen, und Leute zu Hülfe

rufen. Er lief der Mühle zu, wohin er einige hundert Schritte näher hatte, als zu dem Dorfe. Er bat den Müller, den verwundeten Offizier in die Mühle herein tragen zu lassen, weil er sonst draußen umkommen müßte.

Der Müller sagte mit bedenklicher Miene: „Das wäre höchst gefährlich! Das Treffen ist zwar vorbei, allein vor wenigen Augenblicken hörte ich doch noch einige Male schießen, und mich däuchte ziemlich nahe. Ich getraue mir nicht, mich und meine Leute der Gefahr auszusetzen, erschossen zu werden.“

Allein Ludwig fiel dem Müller zu Füßen, und flehte mit aufgehobenen Händen, um der Barmherzigkeit Gottes willen, sich des Unglücklichen zu erbarmen. „Denkt an den barmherzigen Samariter,“ sagte er unter Anderm, „und geht hin und thut desgleichen.“

Der Müller wurde gerührt, und befahl seinem Knechte, eine Tragbahre zu nehmen, und mit ihm zu kommen. Ludwig eilte mit einem Kruge Wasser voran, reichte dem Offizier, der vor Durst fast verschmachtete, zu trinken, und dieser trank mehrmals in starken Zügen. „Ach, wie das erquickt!“ sagte er; „Gott, der den Trunk Wasser, dem Durstigen gereicht, nicht unbelohnt läßt, wolle dich dafür belohnen, du guter Knabe!“

Die zwei Männer, der Müller und sein Knecht, legten nun den Verwundeten sanft auf die Trag-

bahre. Ludwig war mit einem Male verschwunden. Allein kaum hatten die Männer den Offizier in der Mühle auf ein Bett gebracht, wobei die Müllerin mit einem Kerzenlichte leuchtete, so trat Ludwig mit dem Wundarzte herein, den er indessen aus dem Dorfe herbeigeholt hatte. Der Wundarzt verband die Wunde, die er allerdings sehr bedeutend fand; versicherte aber, mit der Hülfe Gottes hoffe er sie glücklich zu heilen. Ludwig übersetzte das in die französische Sprache, und der Verwundete ward sehr getröstet.

Die Müllerin brachte ihm noch etwas zu essen, und bald darauf schlief er ein. Ludwig sorgte noch dafür, daß ein Nachtlicht angezündet wurde, und begab sich dann sehr vergnügt nach Hause. Das Bewußtseyn, eine so edle Handlung vollbracht, und einem Menschen das Leben gerettet zu haben, erfüllte sein Herz mit Seligkeit.

Am andern Morgen, bevor die Sonne aufging, war Ludwig schon wieder da, und fragte den Kranken, wie er geschlafen habe. Bald darauf kam der Wundarzt, und fand den Zustand des Kranken beruhigend. Er sagte unter Anderm, zu dem Verbande seyen viele Scharpien nöthig. Ludwig lief sogleich zu seiner Pflegemutter, Scharpien zu bestellen. Sie wußte nicht recht, was das sey. „Das weiß ich wohl, was das ist,“ sagte Ludwig; „es ist gezupfte Leinwand. Meine Mutter und

ich haben schon viele gezupft. Ich will euch einmal zeigen, wie das gemacht wird.« Die Mutter und alle Kinder bereiteten, nach Ludwigs Anleitung und Beispiel, in die Wette Scharpien. Ludwig brachte dem Chirurg bald einen ziemlichen Pack. Auch überreichte er dem Offizier ein frisches Taschentuch, indem er sagte: »Das Ihrige ist ja voll Blut, und für jetzt nicht mehr zu gebrauchen.«

Der Offizier ward von der Aufmerksamkeit und Dienstfertigkeit des guten Knaben sehr gerührt. Die Thränen kamen ihm in die Augen. »Sieh,« sagte er, »der erste Gebrauch, den ich von dem Tuche mache, sey dieser, daß ich mir die Thränen des Dankes damit abtrockne.«

Ludwig besuchte den jungen Offizier, der sonst keinen Menschen hatte, mit dem er reden konnte, täglich mehrmal, und saß manche Stunde an seinem Bette. Er erzählte von seinem Vater, dessen er sich zwar nur mehr dunkel erinnerte, ihn aber aus den Erzählungen seiner Mutter kannte; er sprach sehr oft von seiner Mutter, von ihrer Liebe zu ihm und von ihrer traurigen Flucht; er erwähnte auch seines strafbaren Leichtsinnes und seiner Verirrung im Walde. »Ach,« sagte er voll des innigsten Schmerzens, »welch einen großen Kummer habe ich meiner innigst geliebten Mutter verursacht! Ich kann ihrer Mutterthränen, die sie

über meinen Verlust weinte, nicht gedenken, ohne, wie Sie sehen, selbst zu weinen.«

Der Offizier, fast noch ein Jüngling, gedachte der Thränen, die seine Mutter beim Abschiede von ihm vergossen hatte, und des tiefen Schmerzens seines Vaters. Er hatte, wiewohl er der Sohn reicher Eltern war, Soldat werden müssen, jedoch bei seiner Bildung und seinem Muthe sich vom Gemeinen bald zum Offizier empor geschwungen. „Liebster Ludwig,“ sagte er, „es ist wunderbar, daß wir Beide, nachdem wir von unsern Eltern so weit entfernt worden, im fremden Lande so zusammentreffen mußten! — Du, lieber Knabe, hast mir das Leben gerettet, und erzeigest mir täglich große Gefälligkeiten und Wohlthaten. Ich bin jetzt arm, und habe keinen Heller mehr in meinem Vermögen. All mein Taschengeld und meine Uhr sind mir als Beute abgenommen worden. Allein ich hoffe, es werde noch die Zeit kommen, da ich dir deine Liebe vergelten, und etwas für dich und die Deinigen thun kann. Gott, der dich schon früher — zu meiner Rettung! — in dieses Dorf geführt hat, ließ vielleicht auch mich hieher kommen, dir in der Folge nützlich zu werden.«

Mit der Wunde des jungen Offiziers, der Lebrün hieß, ging es täglich besser; sie heilte sehr schön, wiewohl etwas langsam. Das größte Leiden war es ihm, daß er sich so ganz ohne Be-

schäftigung sah. So angenehm er sich manche Stunde mit dem kleinen Ludwig unterhielt, so hatte er doch oft Langeweile. Da brachte ihm Ludwig einige französische Bücher, die er von dem Herrn Pfarrer entlehnt hatte. Obwohl die Bücher ernsten Inhaltes, und mehr zur Belehrung als Unterhaltung geschrieben waren, so las Lebrün sie dennoch mit großem Vergnügen. Er bezeigte öfter sein Erstaunen, daß diese Bücher, von denen er bisher nicht die beste Meinung hatte und sie gering achtete, so große Wahrheiten in einer so edlen, schönen Sprache enthielten. „Diese Bücher,“ sagte er in der Folge öfters, „haben Vieles zu der Bildung meines Verstandes und Herzens beigetragen. Ich sehe es als eine eigene Fügung Gottes an, daß Er mich aus dem Getümmel der Welt und dem Tumulte des Krieges herausriß, mich in diese einsame Kammer versetzte, und diese lehrreichen Schriften in meine Hand kommen ließ. Ich lernte dadurch Gott und mich selbst mehr kennen, und ward ein besserer Mensch. In der That, Gott weiß Alles sehr gut zu fügen.“

Indessen drangen die französischen Kriegsheere wieder vorwärts. Viele Offiziere und Soldaten kamen durch Ellersee. Sie hatten eine unbeschreibliche Freude, den trefflichen Lieutenant Lebrün, den sie sehr schätzten und liebten, aber für todt hielten, wieder zu sehen. Sie überhäuften Ludwig mit

Lobpreisungen. Lebrün, der so weit hergestellt war, daß er an einem Stabe gehen konnte, wurde eingeladen, sich in eine etwas entfernte Stadt zu begeben, wo er besser konnte verpflegt werden. Er nahm, bevor er in den Reisewagen stieg, von Ludwig den zärtlichsten Abschied, dankte ihm für die erwiesenen Wohlthaten, und sagte noch: „Weine nicht, lieber Ludwig! Wir nehmen nicht auf immer Abschied; wir sehen uns wieder.“

Ein Hauptmann mit einer Schaar Soldaten blieb noch einige Zeit in dem Dorfe. Als endlich auch dieser abziehen sollte, und mit seinen Soldaten unter der großen Linde des Dorfes zum Abzuge bereit stand, berief er die ältesten Männer der Gemeinde. Es kamen aber noch viele andere Leute, Männer, Weiber und Kinder herbei. Der Hauptmann, ein Elsaßer, der gut deutsch sprach, lobte sie sehr, daß sie den kleinen Ludwig so liebreich aufgenommen. „Der gute Knabe,“ sagte er, „hat den französischen Kriegern, besonders aber dem verwundeten Offizier große Dienste erwiesen. Indeß werdet ihr auch uns bezeugen müssen, daß wir Euch mit großer Schonung behandelt, uns mit Wenigem begnügt, und Euch alle unnöthige Kosten erspart haben. Ihr wißt, daß Ihr noch eine nicht geringe Summe Geldes an Kriegs-Kontribuzion zu bezahlen habt. Auf Befehl des Obergenerals, dem Euer freundliches Benehmen gegen

Ludwig gemeldet worden, ist Euch diese Summe erlassen, und ich übergebe hiemit dem Ortsvorstande die schriftliche Urkunde, daß wir an Euch keine weitere Forderung mehr zu machen haben. Diese milde Behandlung habt Ihr dem liebenswürdigen Ludwig zu danken!« Er drückte hierauf dem Ortsvorstande, dem Müller, einigen andern Männern, besonders aber dem Lorenz, mit Thränen in den Augen, die Hand — und winkte dann dem Tambur. Die Trommel wirbelte; die Soldaten schwangen die Hüte, stimmten in den Dank des Hauptmanns mit ein und zogen zum Dorfe hinaus.

Die Bauern waren von dem Danke des Hauptmanns sehr gerührt, und über den Nachlaß der großen Geldsumme hoch erfreut. »Hab' ich es nicht gesagt,« rief bald dieser, bald jener, »man solle den Ludwig in unser Dorf aufnehmen!« Diejenigen aber, die davon abgerathen hatten, besonders Krall, schwiegen still und hingen die Köpfe. Der Ortsvorstand sprach: »Es ist gut, daß wir dem guten Rathe unsers Herrn Pfarrers gefolgt haben. Er ist doch ein frommer, weiser Mann! Er sagte es uns voraus, Ludwig, wiewohl er ein armer Knabe sey, werde dem ganzen Dorfe zum Segen gereichen. Und diese seine Weissagung ist nun in Erfüllung gegangen.«

»Ja, ja!« rief einer der erfreuten Bauern, »so ist es. Es bleibt doch wahr, was wir als Kinder

schon in unserm Katechismus gelernt haben: „Selig sind die Barmherzigen, denn sie werden Barmherzigkeit erlangen.“ Und die übrigeu Bauern gaben ihm Recht!

Zehntes Kapitel.

Eine gerichtliche Anklage.

Nunmehr wurde Waffenstillstand gemacht. Schon seit einigen Wochen hatte sich weder ein feindlicher, noch freundlicher Krieger in Ellersee blicken lassen. Alles freute sich auf den Frieden, den man sehr nahe glaubte, und es war den Leuten, als scheine die Sonne heller und freundlicher in das Dorf. Nur über Lorenz und die Seinigen kam eine große Trübsal. Er wurde beschuldigt, dem Kirchenbauer, einem der reichsten Bauern im Dorfe, eine ansehnliche Summe Geldes in Gold entwendet zu haben.

Die Sache war diese: Lorenz hatte in dem Garten dieses Bauers einige Bäume gepfropft, was er sehr gut verstand. Der Garten war von einer niedrigen, etwas baufälligen Mauer aus Ziegelsteinen umgeben. Lorenz hatte die Pfropfreiser und übrigen Geräthschaften auf die Mauer gelegt, weil sonst kein bequemer Platz vorhanden war.

Allein an eben der Stelle hatte der Bauer, hinter einem Ziegelsteine, der los war und leicht konnte herausgenommen werden, mehrere Goldstücke aus Furcht vor feindlicher Plünderung verborgen. Als nun die fremden Krieger aus dem Dorfe abgezogen waren, und der Bauer sein Gold wieder hervorlangen wollte, war es zu seinem Entsetzen nicht mehr vorhanden. Sein Verdacht fiel auf Lorenz. Er wußte, daß es dem Lorenz an Geld gefehlt habe, seinen Pacht ganz zu bezahlen; denn Lorenz hatte ihn damals, als er bei ihm die Bäume pfropfte, wiewohl vergebens, gebeten, ihm Geld vorzustrecken. Der bestürzte Bauer forschte heimlich weiter nach, und vernahm von dem Gerichtsdiener, Lorenz habe, was ihm an dem Pachtgelde gefehlt, in Gold bezahlt. Der Bauer hielt es nun für ausgemacht, Lorenz habe das vermißte Gold gestohlen. Er ging daher zu dem Verwalter in Waldenberg, der zugleich Gerichtshalter war, und verklagte den Lorenz. Der Verwalter war sehr betroffen. Er hatte die Goldstücke noch, die er von Lorenz bekommen, holte sie, verbarg sie aber in der Hand, und fragte den Bauer, von welcher Art und Beschaffenheit die entwendeten Goldstücke gewesen? Sie waren von eben der Sorte. Der Verwalter legte ihm nun die Goldstücke vor. Der Bauer rief höchst erfreut: „Sie sind die nämlichen, die mir Lorenz gestohlen hat!“ — und wollte so-

gleich zugreifen und sie einstecken. Allein der Verwalter sagte: „So schnell geht es nicht! Ich muß den Lorenz zuvor auch noch hören.“

Lorenz wurde gerufen und verhört, wie er zu dem Golde gekommen sey. Er versicherte, daß die Goldstücke sich in den tuchenen Rockknöpfen Ludwigs vorgefunden hätten; er berief sich auf den Zettel, auf dem seine Ehegattin Johanna sowohl den Fund, als was sie davon für Ludwig ausgegeben, getreulich verzeichnet hatte.

Der Verwalter ließ nun durch den Gerichtsdiener unverzüglich Johanna vorrufen, mit dem Befehl, den angeblichen Zettel mitzubringen. Johanna kam zitternd und bebend; sie hielt es schon für eine große Beschämung, von einem Gerichtsdiener vor Gericht geführt zu werden. Lorenz mußte abtreten, und Johanna wurde vernommen; ihre Aussage stimmte genau mit den Aussagen ihres Mannes überein. Das Blatt, das sie mitgebracht, durchsah der Verwalter mit sichtbarem Wohlgefallen. Allein er sagte dennoch: „Das wäre Alles gut; wer steht mir aber dafür, daß Ihr den Zettel nicht in der hinterlistigen Absicht geschrieben habt, im Falle der Handel vor Gericht käme, mich zu hintergehen?“

Er ließ nun auch noch Ludwig rufen; allein daß Ludwig ganz und gar nichts von den Goldstücken wußte, war für Lorenz und Johanna ein

bedenklicher Umstand. Der Verwalter war ein strenger Mann, aber gerecht. Er war deßhalb in Verlegenheit, und wußte nicht, ob er der Aussage des Lorenz Glauben beimessen, oder Alles für Lug und Trug, und einen abgeredeten Handel ansehen sollte. Er getraute sich nicht, den Lorenz zu verurtheilen, aber auch nicht, ihn loszusprechen. Er ließ die Sache einstweilen beruhen; allein auf Lorenz und Johanna blieb in den Augen vieler Menschen der schwere Verdacht liegen, sie hätten gestohlen.

Die Begebenheit machte in Ellersee großes Aufsehen, und erregte keinen geringen Lärm. In allen Häusern, und wo im Dorfe oder Felde ein Mensch dem andern begegnete, wurde davon gesprochen. Die Kinder des guten Lorenz, Konrad und Lise, kamen oft mit weinenden Augen nach Hause, und klagten es ihren Eltern, daß sie von andern Kindern ein Diebsgesindel gescholten worden.

Lorenz und Johanna wurden zwar von manchem ehrlichen Bauersmann im Dorfe als verständige und tugendsame, friedliche und arbeitsame Leute geachtet; allein sie hatten doch auch ihre Feinde. Da sie als fremd in das Dorf gekommen, so waren schon deswegen aller Augen auf sie gerichtet, und manches Löbliche an ihnen, das den Leuten ungewohnt vorkam, wurde getadelt. Den Bauern war es überhaupt nicht recht, daß ein Fremder das

schöne herrschaftliche Landgütchen in Pacht bekommen. Ueberdies hätte jener bekannte böse Krall schon früherhin das Gütchen gern gepachtet, und hatte damals die Bauern, die ihn fürchteten, zu überreden gewußt, ihn bei der Verpachtung desselben an den Meistbietenden nicht zu steigern. Krall hatte auch geglaubt, er sey, für ein ganz geringes Pachtgeld, schon wirklich Pächter. Er gerieth daher als, anstatt der erwarteten herrschaftlichen Genehmigung, Lorenz als neuer Pächter ankam, in den heftigsten Zorn, wurde von der Stunde an Lorenzens abgesagter Feind, und schmähte und lästerte bei jeder Gelegenheit über ihn. Jetzt aber behauptete er auf allen Bierbänken, Lorenz sey ein ausgemachter Lügner und Dieb; und der eigennützige Kirchenbauer gab ihm vollkommen Recht, und schalt überdies noch den Verwalter einen ungerechten Richter, weil er ihm jene Goldstücke, die er ihm in der Kanzellei vorgelegt, nicht sogleich zugesprochen, und den Lorenz nicht zum Ersatze der übrigen Goldstücke verurtheilt habe.

Auch einige Bäuerinnen waren der guten Johanna gar nicht geneigt. Denn Johanna war in einem entfernten Marktflecken, wo sich eine sehr gute Schule befand, von sehr guten Eltern erzogen worden. Sie hatte eine reinere Aussprache und einen feinern Anstand in ihrem Betragen, und konnte manchen abergläubischen Meinungen der

Bäuerinnen zu Ellersee nicht beistimmen. Ueberdies behielt sie aus ihrem Geburtsorte die dortige Art sich zu kleiden auch hier bei, die zwar bei weitem nicht so kostbar, als jene der Weiber im Dorfe, aber viel netter und zierlicher war. Deßhalb wurde sie von ihnen schon bisher immer mit neidischen Blicken angesehen; nunmehr aber begegneten viele von ihnen ihr und ihrem Manne mit der größten Verachtung.

Lorenz tröstete sich mit seiner Unschuld; Johanna aber war sehr betrübt, und weinte oft stille Thränen. Lorenz suchte sie zu erheitern, und ihr mehrmals Trost einzusprechen. „Liebste Johanna," sagte er einmal zu ihr, als sie noch spät in der Nacht am Fenster saß, und bitterlich weinte, „sieh da den Mond an, der jetzt so schön und hell am Himmel glänzt! Sieh, jetzt kommt eben eine schwarze Wolke und verdunkelt ihn ganz. Allein habe nur eine kleine Weile Geduld. Sieh, jetzt ist die Wolke vorüber gezogen, und der liebe Mond glänzt wieder so hell und schön, wie zuvor. So ist es mit der Unschuld. Sie kann wohl durch Verläumdungen und falsche Anklagen angeschwärzt und verdunkelt werden, aber am Ende trägt sie doch den Sieg davon. So wird Gott auch die Wolken zerstreuen, die jetzt unsere Unschuld bedecken, und sie wird allen Menschen so hell und klar in die Augen leuchten, wie jetzt der Mond."

Elftes Kapitel.

Das Wiedersehen.

Eines Sonntags gingen Lorenz und Johanna mit ihren Kindern, wie gewöhnlich, in die Kirche. Es war ein herrlicher Herbstmorgen. Die Kinder waren sehr fröhlich. Die Mutter aber war sehr betrübt, weil viele der festlich geputzten Leute sie nicht einmal grüßten, sondern sie nur mit verächtlichen Blicken ansahen. Sie betete in der Kirche besonders herzlich, Gott wolle die große Schmach, daß man sie für eine Diebin und ihren Mann für einen Dieb halte, von ihr nehmen.

Als sie nach geendetem Gottesdienste mit ihrem Manne und den Kindern aus der Kirche trat — sieh, da hielt vor ihrem Hause eine prächtige Kutsche, mit vier Pferden bespannt. Die Leute, die vor Johanna hergingen, riefen erfreut: „Das ist die Kutsche unserer Herrschaft! O Gott Lob! unsere gnädige Herrschaft ist wieder von der Flucht zurück gekommen.“

Wirklich stand die Frau von Waldenberg unter Lorenzens Hausthüre; neben ihr stand eine andere Frau, von sehr feinem, adeligen Aussehen, die den Leuten unbekannt war. Ludwig aber that plötzlich einen lauten Schrei: „O mein Gott!“ rief

er, „O meine beste Mutter!« und sprang mit weit ausgestreckten Armen auf sie zu. Sie faßte ihn in ihre Arme, und benetzte sein Angesicht mit reichlichen Freudenthränen. Auch Ludwig weinte vor Freuden. Die Leute, die umher standen, wurden sehr gerührt, und viele hatten Thränen in den Augen. „Es ist Ludwigs Mutter!« flüsterten sie einander zu; wer hätte gedacht, daß der arme Knabe eine so vornehme Mutter habe!«

Da indeß das Gedränge des Volkes immer größer wurde, führte Frau von Waldenberg den hocherfreuten Ludwig und seine Mutter in die Stube. Die Mutter setzte sich, von der Freude so mächtig angegriffen, daß sie fast nicht mehr zu stehen vermochte, auf die Bank. Sie betrachtete Ludwig mit innigem Vergnügen. „Ei, wie bist du indeß gewachsen,“ sagte sie, „und wie gesund und blühend siehst du aus!« Sie bemerkte mit Wohlgefallen, wie nett und reinlich Ludwig gekleidet war; denn er hatte einen neuen blauen Frack an, der eben so gemacht war, wie sein voriger, der ihm aber zu klein geworden; sein Halskragen war zwar nicht gestickt, aber weiß wie Schnee, und seine schwarzen Haarlocken waren auf's schönste geordnet. Die Mutter that hunderterlei Fragen an ihn. Er konnte nicht genug rühmen, wie liebreich seine Pflegeeltern ihn aufgenommen, und wie gütig sie ihn diese lange Zeit hindurch behandelt hatten.

Ludwigs Mutter erzählte hierauf, welchen Jammer sie über seinen Verlust empfunden, und was ihr seit jener Zeit Alles begegnet sey; wie bestürzt der Vater, laut seiner Briefe, über die Nachricht gewesen, Ludwig sey verloren gegangen; wie sie den Vater bisher nicht mehr gesehen habe; wie sie sich freue, ihren lieben Ludwig wieder zu sehen, und wie sie hoffe, nun, da der Friede nahe sey, auch den Vater bald wieder zu sehen. Beide, Mutter und Sohn, fühlten sich so glücklich und selig, daß sie die ganze Welt um sich her vergaßen.

Lorenz und Johanna verstanden von der ganzen Unterredung nichts; denn es wurde kein deutsches Wort, sondern nur französisch gesprochen. Indeß sahen sie an den lebhaften Reden, an den Mienen, Blicken und Thränen der Redenden, daß ihre Freude unaussprechlich seyn müsse.

Frau von Waldenberg wendete sich, da Ludwig und seine Mutter jetzt von Dingen redeten, die ihr längst bekannt waren, zu Lorenz und Johanna. Sie bezeigte ihnen ihre Freude, unter ihren Unterthanen so menschenfreundliche Leute zu finden, und sagte ihnen, wer Ludwigs Mutter sey. Lorenz und Johanna vernahmen mit Erstaunen, daß Ludwig, den sie als den Sohn einer verarmten, landesflüchtigen Mutter in ihr Haus aufgenommen, ein junger Graf, und seine Mutter eine sehr vornehme Gräfin und überaus edle, tugendhafte Frau sey.

Frau von Waldenberg erzählte nun auch, wie es zugegangen, daß Ludwigs Mutter — bis aus Böhmen, sehr eilig, und geraden Weges — hieher gekommen sey. Die Geschichte war kurz diese: Ludwigs Mutter, die Gräfin, hatte sich nach Prag geflüchtet. Auch Herr und Frau von Waldenberg hielten sich dort auf. Allein die Gräfin wußte nichts davon; sie lebte in Prag sehr zurückgezogen, und besuchte keine Gesellschaften. Der Verwalter zu Waldenberg mußte seiner Herrschaft von Zeit zu Zeit berichten, was in seinem Amtsbezirke vorgehe. Er berichtete denn auch den Rechtsfall, der sich mit den Goldstücken zugetragen, die angeblich in den Rockknöpfen eines ausgewanderten französischen Knaben sich sollen befunden haben. Frau von Waldenberg erzählte die seltsame Begebenheit in einer Gesellschaft. Eine adelige Dame, die zugegen, und mit Ludwigs Mutter bekannt war, erzählte es dieser. Ludwigs Mutter, die Gräfin, begab sich augenblicklich zu Frau von Waldenberg, sich näher zu erkundigen. Der Verwalter hatte sehr ausführlich berichtet. Der Ort Waldenberg, der Namen Ludwig, der Tag, an dem er seine Mutter verloren, der angenommene Namen, unter dem seine Mutter sich geflüchtet hatte, die Anzahl, ja auch das Gepräge der Goldstücke traf auf's genaueste zu. Die Gräfin zweifelte keinen Augenblick, der Knabe, in dessen Rock die Goldstücke ge-

funden worden, sey ihr geliebter Ludwig; denn sie selbst hatte die Goldstücke heimlich eingenäht. Sie brannte vor Begierde, ihren innigst geliebten Ludwig wieder zu sehen. Allein sie wollte es nicht wagen, nach Waldenberg zu reisen, weil bloß Waffenstillstand und noch nicht Friede war, und die französischen Kriegsheere noch auf deutschem Boden standen. Allein Herr von Waldenberg sagte zu der Gräfin: „Ich und meine Frau sind bereit, unverzüglich mit Ihnen nach Waldenberg zu reisen. Können Sie sich entschließen, in dem Passe für eine Kammerfrau meiner Gemahlin zu gelten, so stehe ich Ihnen dafür, Sie werden ganz sicher, ohne irgendwo angehalten zu werden, nach Waldenberg kommen, und dort einen sichern Aufenthalt finden.“ Die Gräfin nahm diesen Vorschlag mit der größten Freude an, und alle Drei machten sich sogleich auf die Reise.

„So,“ sagte Frau von Waldenberg am Ende ihrer Erzählung, „gaben diese Goldstücke Veranlassung, daß Ludwigs Mutter so schnell hieher kam. Ohne den falschen Verdacht, in den Ihr, guter Lorenz, und Ihr, meine liebe Johanna, gekommen seyd, wäre es vielleicht noch Jahre lang angestanden, bis die Frau Gräfin ihren geliebten Ludwig wieder gesehen hätte.“

„Ach,“ sagte Johanna höchst erfreut, „die große Freude, die Ludwig und seine Frau Mutter empfin-

den, hat mich die unverdiente Schmach, die uns getroffen hat, ganz vergessen gemacht! Meine Freude gleicht wahrhaft der ihrigen. Ja, ich sehe es auch hier wieder, daß Gott alle Widerwärtigkeiten, die Er über uns kommen läßt, uns und Anderen zum Besten zu lenken weiß.«

Frau von Waldenberg erinnerte nun Ludwigs Mutter, es sey Zeit, nach Waldenberg zurück zu kehren. Die Gräfin stand auf, wendete sich zu Lorenz und Johanna, und bezeigte ihnen in den rührendsten Worten, die von der Frau von Waldenberg in das Deutsche übersetzt wurden, den innigsten Dank. Johanna brachte die noch übrigen Goldstücke nebst dem Verzeichnisse, was sie davon für Ludwig verwendet habe, und wollte sie zurück geben; allein Ludwigs Mutter sagte: „Davon kann keine Rede seyn! Behaltet sie, und ich werde darauf bedacht seyn, Eure Liebe zu meinem Sohne noch reichlicher zu belohnen.«

Johanna beeilte sich nun, Ludwigs Kleidungsstücke und weißes Zeug zusammen zu packen, und ihre zwei Kinder, Lise und Konrad, brachten nach wenigen Minuten, jedes ein Päckchen. Als Ludwig die Wanderbündelein erblickte, und nun scheiden sollte, ward er tief betrübt; sein liebliches Gesichtchen zeigte von der innigsten Wehmuth und der gute Knabe brach in Thränen aus. Er nahm von seinen Pflegeeltern den rührendsten Abschied,

und umarmte alle Kinder des Hauses als seine Geschwister. Lorenz, Johanna und alle Kinder weinten. Auch Ludwigs Mutter ward sehr gerührt, und die Thränen kamen ihr in die Augen. »Ich sehe da einen neuen Beweis,« sagte sie, »daß Alle im Hause meinen Ludwig herzlich liebten, und daß er hier so gut aufgehoben war, wie ein Kind vom Hause.«

Frau von Waldenberg tröstete die Kinder, und Lorenz und Johanna. »Weinet nicht, ihr guten Leute,« sprach sie; »Ludwig nimmt noch nicht für immer Abschied; er bleibt mit seiner Mutter noch lange bei uns zu Waldenberg. Da könnet ihr einander noch recht oft sehen.«

Ludwig stieg nun mit seiner Mutter und Frau von Waldenberg in die Kutsche, und nachdem sie an dem Pfarrhause angehalten, und dem edelmüthigen Pfarrer einen Besuch gemacht und auch ihm für seine Liebe und Güte gegen Ludwig gedankt hatten, fuhren sie zurück nach Waldenberg in das Schloß.

Zwölftes Kapitel.

Belohnung und Strafe.

Ludwigs Mutter blieb vorerst zu Waldenberg nachdem es Friede geworden, kam auch ihr Gemahl, der Graf, dahin. Die Freude des Grafen und der Gräfin, und ihres einzigen Sohnes Ludwig, sich nach so langer Trennung wieder vereinigt zu sehen, läßt sich nicht mit Worten ausdrücken. Eben so groß, als ihre Freude, war ihr Dank gegen Gott.

Nachdem alle Drei mit großer Lebhaftigkeit einige Stunden hindurch von nichts Anderem sprachen, als von dem was ihnen Alles begegnet, seit sie von einander getrennt worden — da sagte die Gräfin zu ihrem Gemahl: „Nun laß uns überlegen, wie wir Ludwigs Pflegeeltern belohnen wollen.“

Der Graf und die Gräfin hatten zwar ihre Güter in Frankreich verloren; allein sie besaßen noch ansehnliche Kapitalien, die sie schon früher in England angelegt hatten. Auch hatte die Gräfin ihren Schmuck von kostbaren Edelsteinen glücklich gerettet. Sie brachte ihr Schmuckkästchen, öffnete es und sagte: „Alle diese edlen Steine hätte ich mit Freuden hingegeben, mein verlornes Kind wie-

der zu finden! Sollten wir nun nicht wenigstens Einen dieser Steine, etwa diesen schönen Diamant hier, daran wenden, die Liebe zu vergelten, die Lorenz und Johanna, diese guten Landleute, unserm Kinde erwiesen haben? Wir wollen den Herrn von Waldenberg bitten, daß er das Gütchen, das Lorenz und seine Hausfrau bloß im Pacht haben, uns zu kaufen gebe. Dieses Gütchen wollen wir dann den guten Leuten schenken. So kann ein Edelstein das Glück mehrerer Menschen machen — was sie um uns auch wohl verdient haben.«

Dem Grafen gefiel der Vorschlag sehr wohl. »Ja,« sprach er, »der Diamant soll zum Besten dieser menschenfreundlichen Landleute verkauft werden! Denn sie haben uns einen Edelstein aufbewahrt, gegen den alle diese Steine hier nichts sind — unsern geliebten Sohn Ludwig.«

Der Graf und die Gräfin redeten mit Herrn und Frau von Waldenberg. Frau von Waldenberg zeigte Lust zu dem schönen Steine, der sehr zierlich in einen Ring gefaßt war. Der Werth des Edelsteines betrug indeß nur ungefähr die Hälfte von dem Werthe des Pachtgütchens. Die Gräfin wollte noch ein Paar kleinere Diamanten, die in goldenen Ohrenringen prangten, dazu legen. Allein Herr von Waldenberg sprach: »Das ist nicht nothwendig; das wäre zu viel! Wir wollen es so machen: Sie geben meiner Frau den Dia-

mantring, der ihr so sehr gefällt, und der für sie, als Andenken an eine edle Freundin einen doppelten Werth haben wird. Ich aber gebe dem Lorenz das Pachtgut, das er nur auf neun Jahre gepachtet hat, in Erbpacht, und er soll in Zukunft nur mehr die Hälfte des Pachtgeldes, das er jetzt bezahlt, zu entrichten haben. So kann er das hübsche Gütchen als sein Eigenthum betrachten, nur mit der Verbindlichkeit, jährlich die sehr mäßige Abgabe davon zu entrichten. Er kann sich dann sehr wohl darauf ernähren; ja noch wohl Etwas für seine Kinder erübrigen!“

Der Graf und die Gräfin fanden diesen Vorschlag sehr vernünftig, und der Verwalter mußte sogleich die Schenkungsurkunde ausfertigen.

Herr von Waldenberg wollte nun den Lorenz rufen lassen. Allein die Gräfin sagte: „Nein! Ich und mein Gemahl wollen selbst nach Ellersee fahren, und Ludwig soll seinen geliebten Pflegeeltern die Urkunde überreichen.“

Herr von Waldenberg sprach: „Nun wohl, so ist es noch besser. Sie wissen auf eine sehr schöne, edle Art zu geben. Ich und meine Frau werden auch mitfahren.“

Es wurde sogleich angespannt, und man fuhr hin. Die Kutsche hielt vor der Hausthüre der guten Leute. Ludwig sprang voll Freude zuerst aus der Kutsche, und überreichte dem Lorenz die

Schrift. Lorenz las, staunte und blickte gerührt zum Himmel; Johanna zitterte vor Freude und rief mit Thränen in den Augen und gefalteten Händen: „Mein Gott, so dürfen wir dieses Haus, in dem wir bisher mit unsern Kindern gleichsam nur zur Miethe wohnten, und die Aecker und Wiesen, die dazu gehören, nunmehr als unser Eigenthum ansehen?«

„So ist es!« sagte Herr von Waldenberg. „Eure Freundlichkeit gegen ein armes Kind, das ohne Obdach umherirrte, hat Euch und Euren Kindern eine eigene Heimath verschafft.«

Frau von Waldenberg fügte noch bei: „So bleibt keine edle That unbelohnt; und so reichlich sie hier auf Erden auch zuweilen belohnt werden mag — in jener Welt wartet auf sie noch ein schönerer Lohn!«

Die Einwohner von ganz Ellersee konnten sich über diesen vornehmen Besuch bei dem armen Lorenz, und über das reiche Geschenk nicht genug wundern; und die reiche Kirchenbäuerin sagte zu ihrem Bauer: „Wenn wir das voraus gewußt hätten, so hätten wir an dem kleinen Franzosen das Werk der Barmherzigkeit gethan, und nicht geruht, bis Lorenz ihn uns in die Kost gegeben hätte.«

Der Kirchenbauer aber sah nun wohl ein, daß der Verdacht, den er wegen der entwendeten Goldstücke auf den rechtschaffenen Lorenz geworfen hatte,

falsch gewesen. Er ging zu Lorenz, bekannte reumüthig sein Unrecht, und bat ihn um Verzeihung, daß er ihn überall als einen Dieb verschrien und verlästert habe. Allein der argwöhnische Bauer richtete nun seinen Verdacht sogleich auf einen Anderen, und zwar auf einen Mann, den er bisher für seinen besten Freund gehalten hatte, auf seinen Nachbar Krall. Er ging sogleich nach Waldenberg, erschien vor Amt und sagte, daß er eine neue Klage wegen seiner gestohlenen Goldstücke vorzubringen habe.

„Das ist gewiß wieder eine so dumme Klage, wie die gegen Lorenz," sprach der Verwalter. „Doch, laßt einmal hören!"

Der Bauer erzählte, nach seiner Art etwas ausführlich: „Als der Franzosenkrieg uns so schnell über den Hals gekommen, wußte ich gar nicht mehr, wo mir der Kopf stand. Meine Capitalbriefe und meine armen, seit zwanzig Jahren sauer ersparten Sparpfennige, fünfzig Goldstücke an der Zahl, lagen mir sehr am Herzen. Ich hätte sie gern recht gut vor dem Feinde versteckt, und wußte nicht wohin. Da fragte ich meinen Nachbar Krall um Rath. Der ist ein gescheiter Mann, dachte ich, und hat mir schon oft gut gerathen. Krall sagte zu mir: „Versteck dein Geld heute Nacht hinter einem der lockern Steine in deiner Gartenmauer; da findet es kein Mensch. Deine Papiere laß, wo sie

sind; die nimmt dir der Feind nicht.« Dieser Rath gefiel mir sehr wohl; ich befolgte ihn. Nachts um zwölf Uhr, da Alles schlief, schlich ich heimlich und in aller Stille in den Garten. Weil es gar so finster war, zündete mir meine Bäuerin mit der Laterne; denn um das Geld recht geschickt zu verbergen, mußte ich dazu ja doch auch sehen. Das Geld ging mir indeß bei Tag und bei Nacht im Kopfe herum. Sobald die Franzosen fort waren, wollte ich die gut verwahrten Goldstücke wieder aus der Mauer heraus nehmen. Allein ich war vor Schrecken fast des Todes; denn leider war nicht ein einziges davon mehr vorhanden. Ich konnte die ganze Nacht kein Auge zuthun; bevor es Tag wurde, lief ich zu Nachbar Krall, klopfte und polterte an seinem Hause, bis er aufwachte. Ich klagte ihm mein entsetzliches Unglück.«

„Nun,« sprach der Verwalter, „und was sagte Nachbar Krall?«

„Er hat sich recht über mich erzürnt,« sagte der Bauer, „und zu all meinem Unglücke mich noch recht ausgescholten. „Ich sehe wohl,« hat er gesagt, „wenn der Rath eines gescheiten Mannes gut seyn soll, so muß ihn auch ein gescheiter Mann ausführen. Du aber bist ein dummer Kerl,« hat er gesagt; „du hättest keine Laterne mitnehmen sollen; denn da konnten dich die Leute ja sehen. Da wunderts mich gar nicht,« hat er gesagt, „daß die

goldenen Vögel ausgeflogen sind, und daß du das Nest leer gefunden hast. Doch," hat er gesagt, „ich will dir einen guten Rath geben, wie du sie wieder bekommen kannst. Hast du, als du von dem Lorenz, wiewohl ich dir davon abwehrte, deine Bäume pfropfen ließest, nicht gesehen, daß er dort an der Gartenmauer, die ihn doch nichts anging, sich immer etwas zu schaffen machte? Glaube mir," hat er gesagt, „das Geld hat kein anderer Mensch gestohlen, als Lorenz. Wenn ich an deiner Stelle wäre, so würde ich ihn verklagen." Nun, wie Sie wissen, habe ich auch geklagt; nur habe ich Ihnen damals nicht gesagt, daß Krall mir den Rath gegeben, wo ich das Gold verstecken soll; denn er hat mir befohlen, keiner Seele ein Wörtlein davon zu sagen, daß er mir den guten Rath gegeben habe."

„Sieh, sieh," sprach der Verwalter für sich, „so wollte Krall, dieser rachgierige Mensch, sich an Lorenz rächen, und ihn verdächtig machen, und wohl gar aus dem Dorfe bringen, um am Ende an seiner Statt doch noch Pächter zu werden."

Der Verwalter fragte hierauf den Bauer: „Habt Ihr schon irgend einem Menschen von Eurem neuen Argwohne etwas gesagt?"

„O bei Leibe nicht," sprach der Bauer, „keiner Seele hab' ich ein Sterbenswörtlein davon gesagt. Ich setzte zwar von langer Zeit her mein größtes

Vertrauen in Krall; aber ich traue ihm doch nicht recht, und fürchte mich vor ihm. Er darf es auch nicht inne werden, daß ich ihn verklagt habe. Sagen Sie ihm bei Leibe nichts davon!«

»Nun,« sprach der Verwalter, der bei all seiner Ernsthaftigkeit über die Einfalt des Bauers lächeln mußte, »so schweiget ferner; ich werde Euch wieder rufen lassen.«

Der Verwalter kannte den Krall als einen schlauen Kopf, und dachte: »Es könnte gar wohl seyn, daß Krall das Gold in seine Krallen zu bekommen suchte, und dem einfältigen Bauer bloß deßwegen gerathen, das Gold in der Mauer zu verstecken, um den Bauer zu belauschen und das Gold zu holen. Krall ist ein schlechter Hauswirth, ein Schuldenmacher, ein Trinker und Spieler; wenn er das Geld entwendet hat, so hat er sicherlich schon das Meiste davon ausgegeben. Und das wird leicht zu erfahren seyn.«

Er rief seinen Gerichtsdiener, erzählte im Vertrauen ihm die Sache, und trug ihm auf, nachzuforschen, ob Krall nicht irgendwo eine oder die andere seiner vielen Schulden in Gold bezahlt oder sonst Gold ausgegeben habe.

Nach einigen Tagen kam der Gerichtsdiener Morgens in die Kanzellei, und sagte: »Von seinen Schulden hat Krall nicht einen Heller abbezahlt; allein in der Stadt hat er im Wirthshause zum

schwarzen Bären eine ganze Nacht hindurch getrunken und gespielt, und da er sehr im Verluste war, einige Goldstücke wechseln lassen. Ich wußte mir ein Paar davon zu verschaffen, die ich für Silbergeld einwechselte. Hier sind sie; sie sind, wie Sie sehen, von der nämlichen Art, wie der Kirchbauer die gestohlenen beschrieben hat.«

Der Verwalter ließ nun durch den Gerichtsdiener den Krall auf der Stelle rufen, und hielt ihm den Diebstahl vor. Krall fing an zu toben und zu wüthen, daß man einen so ehrlichen Mann, wie er sey, wegen solcher ehrlosen Streiche in Verdacht haben könne. Er konnte zwar nicht läugnen, daß er Goldstücke habe wechseln lassen; er betheuerte aber mit hohen Schwüren, daß er sie nicht gestohlen habe.

»Das kann seyn,« sprach der Verwalter; »indeß ist nur noch eine Kleinigkeit ins Reine zu bringen. Ihr habt nachzuweisen, von wem Ihr die Goldstücke eingenommen habt.«

Da erblaßte Krall; er wußte keinen Menschen zu nennen, von dem er die Goldstücke erhalten. Er mußte den Diebstahl einbekennen, und wurde zum Ersatze des gestohlenen Geldes, und überdies als Dieb und Verläumder auf mehrere Jahre zum Zuchthause verurtheilt.

»So geht es,« sagte der Verwalter, »wenn man nicht arbeitsam und sparsam ist, sich dem

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Trinken und Spielen ergibt, und am Ende gar betrügt und stiehlt. Schlechte Thaten bringen schlechte Früchte, Jammer und Elend; nur Tugend und Rechtschaffenheit machen glücklich. Wie die Unschuld des ehrlichen Lorenz an den Tag gekommen, so ist nun auch Eure Schuld offenbar geworden. Wie Lorenz für seine Redlichkeit und Menschenfreundlichkeit belohnt wurde, so werdet nun Ihr für Eure Falschheit und Euer feindseliges Wesen bestraft.«

Da Krall ohnehin schon viele Schulden hatte, und nun die entwendeten und verschwendeten Goldstücke ersetzen sollte, so mußte er vergantet werden. Er kam an den Bettelstab, und seine Kinder kamen oft an Lorenzens Fenster und bettelten ein Stücklein Brod, und die Leute im Dorfe sagten: „Dies hat Krall nicht nur wegen seines liederlichen Lebenswandels, seiner Falschheit und seiner Betrügereien, sondern noch besonders wegen seiner Hartherzigkeit gegen den guten Ludwig verdient. Er wollte den armen, verlassenen Knaben aus dem Hause des Lorenz und aus dem Dorfe vertreiben, und mußte nun selbst mit seinen Kindern sein eigenes Haus verlassen.«

Bayerische Staatsbibliothek München

Letztes Kapitel.

Der Oberst.

Wie Frau von Waldenberg und die Gräfin sehr gute Freundinnen geworden, so wurden auch Herr von Waldenberg und der Graf sehr gute Freunde; denn alle hatten gleich edle Gesinnungen. Obwohl es Friede war, so konnten die Ausgewanderten sich doch noch wenig Hoffnung machen, in ihr Vaterland zurück kehren zu dürfen. Der Krieg brach auch bald wieder mit erneuerter Heftigkeit aus, wurde jedoch in Gegenden geführt, die weit von Waldenberg entfernt waren. Herr und Frau von Waldenberg baten daher den Grafen und die Gräfin dringend, mit ihrem Sohne Ludwig bis auf bessere Zeiten in Waldenberg zu bleiben, und alle Drei freuten sich sehr, einen so sichern und angenehmen Aufenthalt gefunden zu haben. Sie brachten da längere Zeit sehr vergnügt zu.

Eines Tages nun, da man an nichts wenigers dachte, als an französisches Militär, kam ein französischer Offizier von einigen Husaren begleitet, in den Schloßhof gesprengt. Er ließ sich als einen französischen Oberst bei Herrn von Waldenberg melden. Alle im Schlosse waren über diesen unerwarteten Besuch nicht wenig erstaunt. Ludwigs Eltern aber hatten keinen geringen Schrecken; die Gräfin fürchtete

gar verhaftet und nach Frankreich abgeführt zu werden. Der Besuch mußte indeß angenommen werden.

Ein schöner, junger Mann in goldgestickter dunkelblauer Uniform trat in das Zimmer. Ludwig that einen Freudenschrei, und sprang mit offenen Armen auf ihn zu. Der Oberst war jener Offizier, der bei Ellersee verwundet worden, sich aber indessen durch seine Einsicht und Tapferkeit so hoch erschwungen hatte. Er hatte mit seinem Regimente einige Meilen weit von Ellersee Rasttag, und war die Nacht durch geritten, um seinem kleinen Freunde Ludwig, dem Erretter seines Lebens, einen kurzen Besuch zu machen, und zu sehen, wie es ihm gehe. Zu Ellersee hatte der Oberst vernommen, Ludwig befinde sich sammt seinen Eltern zu Waldenberg. Er ritt also, ohne vom Pferde zu steigen, augenblicklich dahin.

Er umarmte Ludwig, und erzählte den erfreuten Eltern, wie unaussprechlich viel Gutes Ludwig ihm erwiesen habe. Herr von Waldenberg lud ihn ein, einige Tage auf dem Schlosse zu bleiben. Allein der Oberst sagte: „Nicht länger als einige Stunden; ich muß auf die Minute wieder bei meinen Leuten eintreffen.“ Er redete mit dem Grafen und der Gräfin über deren Schicksale, und sagte bei seinem Abschiede: „Ich werde wieder kommen, und hoffe, Sie und meinen jungen Freund Ludwig dann unter fröhlichern Umständen wieder zu sehen.“

Der Oberst hielt Wort; er kam, einige Zeit, nachdem der Frieden wieder hergestellt war, nach Waldenberg, und brachte Ludwigs Eltern die schriftliche Zusicherung, daß sie nach Frankreich zurückkehren durften, und ihre Güter wieder zurück erhalten würden. Da der Oberst mächtige Verwandte in Frankreich hatte, so war es ihm gelungen, den Eltern Ludwigs diese Begünstigung zu bewirken, deren die meisten Ausgewanderten sich erst nach vielen Jahren zu erfreuen hatten. Die Menschenfreundlichkeit, womit Ludwig als ein zarter Knabe einem ausgezeichneten Offizier das Leben gerettet hatte, wurde allgemein bewundert; Jedermann sagte, den Eltern eines so liebenswürdigen Kindes dürfe man die Rückkehr in ihr Vaterland nicht wehren.

Der Oberst fuhr hierauf mit Ludwig und dessen Eltern nach Ellersee. Er besuchte den Pfarrer, der ihm so manches gute Buch zum Lesen mitgetheilt und gar oft selbst gebracht hatte, und verehrte ihm eine schöne Sammlung guter französischer Bücher, alle in den schönsten Auflagen und vortrefflich gebunden. Er beschenkte seine ehemaligen Hauswirthe; den Müller mit dem feinsten himmelblauen Tuche zu einem Rocke, und die Müllerin mit Taffet von gleicher Farbe und mit Band und Spitzen. Er gab Ludwigs Pflegeeltern eine ansehnliche Summe Geldes, damit sie davon sich selbst anschaffen möchten, was ihnen das Nöthigste

oder Angenehmste wäre. Ueberdies gab er Johannen und ihren Kindern noch einen großen Pack von mehr als sechzig Ellen feiner Leinwand. „Dies," sagte er, „ist für die Scharpien."

Dem Oberst war es eine große Freude, Ludwig und dessen Eltern, wie im Triumphe, nach Frankreich zurück zu führen. Ludwig sah sein ganzes Leben hindurch es für eine große Wohlthat an, daß er einige Jahre seiner Kindheit auf dem Lande zugebracht hatte. Sein Aufenthalt auf dem Lande hatte nicht nur seine etwas schwächliche Gesundheit sehr gestärkt; auch sein Verstand und Herz hatten dabei sehr gewonnen. Die frommen, einfachen Sitten seiner Pflegeeltern, die jeden Tag mit Gebet anfingen und beschlossen, vor allem Bösen eine heilige Scheu hatten, und alle Widerwärtigkeiten des Lebens mit Ergebung und Geduld von Gott annahmen; der Unterricht und die Frömmigkeit des würdigen Landgeistlichen, und der andächtige Gottesdienst in der kleinen Dorfkirche, nährten und befestigten seine Gefühle für Religion und Tugend. Häusliche Andacht und öffentlicher Gottesdienst, Wort und Beispiel hatten sehr schön zusammen gewirkt, ihn wahrhaft fromm und gut zu machen. Er hatte bei seinen dürftigen, aber genügsamen Landleuten gelernt, mit wie Wenigem der Mensch gesund und zufrieden leben könne; aller unnütze Aufwand, und überhaupt alles Gekünstelte und Gezierte in

den Sitten blieb ihm verhaßt. Er behielt eine große Vorliebe für das Landleben. Sein Schloß in Frankreich war sein liebster Aufenthalt; nicht weil es prächtig gebaut und wohl eingerichtet, sondern weil es in einer schönen ländlichen Gegend gelegen, und von reichen Kornfeldern, blumigen Wiesen und schattigen Wäldern umgeben war. Gottes Werke näher zu betrachten war seine Lust, und er fand in ihrer Betrachtung eine eigene Seligkeit. Er war von einer ganz vorzüglichen Achtung gegen die niedern Stände durchdrungen; denn er hatte sich mit eigenen Augen überzeugt, wie viele Mühe sie sich geben müssen, die höhern Stände zu ernähren, und welche edle Seelen unter manchem Strohdache wohnen. Diese Gesinnungen äußerte er in reifern Jahren sehr oft, und sein Vater, der Graf, gab ihm vollkommen Recht.

„Wir haben uns," sagte der Graf, „durch eitle Prachtliebe zu weit von der Natur entfernt, und Diejenigen, die von den niedrigen Ständen uns zunächst stehen, traten in unsere Fußstapfen ein. Daher rührt alles Elend, alle Unordnung und alle Verkehrtheit unserer Zeiten. Wenn es besser werden soll, müssen wir zur einfachen Natur zurück kehren. Nur auf diese Art kann die Unzufriedenheit vieler Bedrängten unter dem Volke gehoben werden, und auch wir werden dann zufriedener, ruhiger und glücklicher leben."

Auch Ludwigs Mutter, die Gräfin, war dieser Meinung; eine ganz besondere Freude aber fand sie darin, die Wege der göttlichen Vorsehung in Ludwigs Geschichte zu betrachten. „Gott," sprach sie, „hat ihn mir entzogen, um mir ihn vernünftiger und tugendhafter wieder zu geben. Ein bunter Schmetterling, ein flüchtiges, unbedeutendes Geschöpf, gab die erste Veranlassung zu einer Reihe von Begebenheiten, die nicht nur für Ludwig, sondern noch für viele Menschen höchst wohlthätig waren. Einem edlen jungen Manne, dem Oberst, ward das Leben gerettet; eine arme, aber edle Familie, der Pächter Lorenz mit seinem Weibe und seinen Kindern, wurden in bessere Umstände versetzt; uns aber ward die Bahn gebrochen, unser liebes Vaterland wieder betreten, und unser väterliches Schloß wieder bewohnen zu dürfen. Ich war bei den Widerwärtigkeiten, die uns betroffen haben, manchmal sehr verzagt und kleinmüthig; allein nun habe ich einsehen gelernt: „Eine höhere, unendlich weise und gütige Macht lenkt in geheim die Schicksale der Menschen, und leitet alle zu unserm Besten; und dieser Glaube ist bei allen Trübsalen, die auf unserer Lebensbahn uns treffen, der einzige feste, sichere Stab, an den wir uns halten können, um auf dem Wege in ein besseres Vaterland nicht muthlos zu erliegen."

Das Lämmchen.

Das Kämmchen.

Erstes Kapitel.

Christine und ihre Mutter Rosalie.

Christine, ein armes Mädchen von etwa zehn Jahren, pflückte in dem Walde Erdbeeren. Es war ein heißer Nachmittag, und an den sonnigen Waldplätzen, wo kein kühlendes Lüftchen hinkam, war es fast zum verschmachten schwül. Ihr leichtes Strohhütchen vermochte nicht mehr den brennenden Sonnenstrahlen zu wehren. Die hellen Schweißtropfen standen ihr beständig auf der Stirne, und ihre Wangen waren wie Glut. Dennoch pflückte sie, ohne aufzusehen, emsig fort. „Denn," sagte sie freudig, indem sie mit ihrem weißen Tuche den Schweiß abwischte, „es ist ja für meine kranke Mutter! Das Geld, das ich aus den Beeren erlöse, verschafft ihr doch wieder eine kleine Erquickung."

Gegen Abend ging sie, mit ihrem Körbchen voll Beeren am Arme, durch den Wald nach Hause. Es fing an zu regnen. Immer lauter rauschten die Regentropfen in den Blättern der Bäume, und

aus der Ferne her donnerte es sehr stark. Als sie aus dem Walde heraus kam, erhob sich ein Sturmwind; ein heftiger Platzregen schlug ihr entgegen, und an dem glühendrothen Abendhimmel standen dunkle Gewitterwolken, wie Gebirge auf einander gethürmt. Christine wußte, wie gern der Blitz in hohe Bäume schlage. Sie suchte sich daher fern von den hohen Bäumen unter niedrigen Haselstauden ein sicheres Plätzchen, stand hier unter, und wollte warten bis das Gewitter vorüber wäre.

Allein auf einmal hörte sie in dem nahen Erlengesträuche ein klägliches Geschrei, fast wie das Geschrei eines kleinen Kindes. Das gute mitleidige Mädchen ließ sich vom Sturm und Regen, Blitz und Donner nicht abhalten, nachzusehen, was es doch wohl seyn möge? Sie ging hin, und sieh da! es war ein kleines, zartes Lämmchen, das vom Regen tröpfelte, zitterte und nicht wußte wohin. „Ach du armes, armes Thierchen!“ sagte Christine. „Nein, du sollst nicht umkommen. Komm, ich nehme dich mit mir nach Hause.“ Sie nahm das Lämmchen sorgfältig in die Arme, und eilte damit, sobald der Regen nachließ, ihrer kleinen, strohbedeckten Wohnung zu.

„O sieh doch, liebe Mutter,“ rief sie, sobald sie in das niedere, reinliche Stübchen trat, „sieh doch, was ich da gefunden habe! Sieh, ein wunderschönes Schäflein! O wie glücklich war ich! Wie

will ich es pflegen! Es soll meine ganze Freude seyn!«

„Kind,“ sagte die kranke Mutter, indem sie sich in dem Bette aufrichtete und den Kopf auf die Hand stützte, „du vergissest in deiner Freude, daß dieses Lämmchen schon seinen Herrn haben muß. Es ist bloß verloren — und da müssen wir es wieder zurückstellen. Gewiß gehört es dem reichen Bauern auf dem Eichhofe. Fremdes Gut sollen wir nicht einmal über Nacht im Hause behalten. Trag' es also heute noch hin.«

„Ihr seyd nicht gescheid,“ rief jetzt eine rauhe Stimme zum offenen Fenster herein; „man muß nicht Alles so genau nehmen!“ Der Mann, der dieses sagte, war ein Maurer, der draußen die Mauer des kleinen Hauses ausbesserte, ihr Gespräch behorcht hatte, und jetzt zum Fenster hereinschaute. Mutter und Tochter blickten ihn erschrocken an. Er aber sprach weiter: „Macht keine so seltsamen Gesichter! Ich meine es gut. Wir wollen das Thierchen metzgen, und es mit einander theilen. Das Fleisch gibt gerade ein Paar kleine Braten, und das Fellchen ist auch noch einige Kreuzer werth. Der reiche Bauer hat über hundert schöne, große Schafe; ob er das winzig kleine Ding da noch habe oder nicht, daran ist nichts gelegen. Ich will es also geschwind schlachten. Ihr dürft euch dabei nicht fürchten. Es sieht's ja Niemand. Und mir

dürft ihr schon trauen. Ich kann schweigen“ — sagte er und warf eine Kelle voll Mörtel an die Wand — „wie eine Mauer.“

Christine entsetzte sich über die Reden des Mannes. Der Gedanke, das Lämmchen zu behalten, kam ihr jetzt abscheulich vor. „Ihr habt Unrecht!“ sagte sie zu dem Maurer. „Was kein Mensch sieht, sieht doch Gott! Du aber, liebe Mutter, hast Recht — und mich wundert nur, daß mir das, was du sagtest, nicht von selbst einfiel. Ich hätte das Schäflein,“ fuhr sie fort und Thränen traten ihr in die Augen, „freilich so gern, o so gern behalten! Allein dem lieben Gott müssen wir willig gehorchen.“ Sie wickelte das Lämmchen in ihre Schürze, und wanderte damit dem Eichhofe zu, obwohl es noch nicht ganz aufhörte zu regnen und die Sonne bereits unterging.

Als Christine auf dem Eichhofe ankam, stand die Bäuerin, mit ihrem kleinsten Kinde auf dem Arm, eben vor der Hausthüre, und die größeren Kinder standen um sie her. Sie betrachteten andächtig den schönen Regenbogen, der jetzt nach dem Gewitter in der ganzen Pracht seiner sieben Farben im schwarzgrauen Gewölke zu sehen war. „Seht den Regenbogen an,“ sprach die Mutter zu den Kindern, indem sie mit ausgestrecktem Arme darauf hinzeigte, „und preiset Denjenigen, der ihn gemacht hat. In dem flammenden Blitze und dem

furchtbaren Donner zeigt uns Gott seine große Macht und Herrlichkeit; in den schönen Farben des Regenbogens aber seine Güte und Freundlichkeit.«

Christine ergötzte sich bald an den lieblichen Farben des Regenbogens, bald an den lächelnden Gesichtchen der Kinder, und schwieg, bis der Regenbogen verschwunden war. Nun nahm sie das Lämmchen aus ihrer Schürze hervor, stellte es auf die Füße, und erzählte, wie sie es gefunden habe.

„Das ist ja recht schön und brav,« sagte die Bäuerin freundlich, „daß du noch so spät am Abend und noch dazu im Regen da herausgehest! Du bist ein sehr gutes, grundehrliches Mädchen.«

„Ja wahrhaftig, das ist sie!« sprach der Bauer, der jetzt auch zur Hausthüre herauskam. „So ehrlich und rechtschaffen, wie dieses arme Mädchen, müßt ihr auch seyn und bleiben, meine Kinder! Besser ist's, nicht einmal ein einziges Schäflein im Vermögen haben, und ehrlich und redlich seyn, als hundert Schafe besitzen, und dabei ehrlos und unredlich seyn. Die Ehrlichkeit, mit der das arme Kind hier das Lamm zurück gab, ist ein Schatz im Herzen, der reicher macht, als eine ganze Schafheerde — und diesen Schatz kann uns kein Wolf und kein Feind rauben.«

Franz, der Knabe des Bauers, lief jetzt zum Schafstalle hin, und führte das alte Schaf heraus.

Wie da das Junge darauf zusprang und sich freute! Christine sah das so mit an und sagte: „Schon um dieser Freude willen, die das arme Thierchen jetzt hat, reuet es mich nicht, daß ich es zurückgab, so lieb es mir auch war, und so gern ich es behalten hätte!“

„Weißt du was?“ sprach der Bauer; „da du so ehrlich bist und an dem Thierchen eine so große Freude hast, so will ich es dir schenken. Jetzt würde es dir aber nichts helfen. Es kann noch nicht ohne Milch leben und würde elend umkommen. Allein in vierzehn Tagen wird es stark genug seyn, sich von Gras und Kräutern zu ernähren, und dann soll mein Franz es dir bringen.“

„Gib aber dann wohl darauf Acht!“ sagte die Bäuerin. „Es aufzuziehen, kostet dich übrigens wenig Mühe, und keinen Heller Geld. Während du Erdbeeren sammelst oder strickest, kannst du es leicht hüten, und so viel Gras kannst du, ohne es von einer Wiese zu nehmen, auch leicht sammeln, und zu Heu auftrocknen, als das Lamm für den Winter nöthig hat. Wenn es einst groß ist, wird die Milch dir und deiner Mutter in eurer kleinen Haushaltung wohl kommen, und die Wolle gibt euch jährlich einige Paar Strümpfe.“

„Und wenn ihr glücklich damit seyd,“ sprach der kleine Bauerknabe, so könnet ihr wohl noch gar eine ganze Schafheerde bekommen!“

Christine mußte nun noch bei dem Abendessen bleiben und ließ sich Milch und Butterbrod recht wohl schmecken. Die gute Bäuerin gab ihr überdieß noch ein schönes Stück goldgelbe Butter, das sie in grüne Rebenblätter einmachte, und ein Dutzend Eier mit nach Hause. „Bring das deiner Mutter,“ sagte sie, indem sie ihr die Eier vorsichtig in die Schürze that; „ich lasse sie freundlich grüßen, und Gott wolle sie bald gesund werden lassen!“

Christine eilte voll Freude durch das blumige Thälchen ihrer Hütte zu. Der Himmel hatte sich indeß aufgehellt, und der Abendstern und ein zartes Streifchen des Mondes, der heute das erste Mal wieder sichtbar war, glänzten freundlich in das Thal. Alle Blumen und Kräuter tröpfelten noch von Regen, und dufteten von Wohlgeruch. Es war Christinen unbeschreiblich wohl um das Herz. „Nach einem Gewitter,“ dachte sie, „sind Himmel und Erde zwar immer schöner; allein so schön und freundlich, wie diesen Abend, sind sie mir noch nie vorgekommen.“

Sie erzählte dieses, als sie nach Hause kam, ihrer Mutter. „Siehst du,“ sprach die Mutter, „das ist's eben, was ich dir immer sage. Es ist die Freude des guten Gewissens. Wenn wir recht thun, so erfüllt süßer Friede unser Herz. Gott gibt uns durch das Gewissen zu erkennen, daß Er

mit uns zufrieden sey. O Christine, gib daher der Stimme deines Gewissens immer Gehör, und thu' nie etwas Anderes, als was vor Gott recht und gut ist. Du weißt wohl, wir sind arm und haben wenig in der Welt. Aber laß uns nur ein gutes Gewissen bewahren, so sind wir reich genug, und es fehlt uns nie an Freude; ja die edelste und süßeste aller Freuden ist dann unser.«

Christine zählte nun alle Tage, bis sie ihr Lämmchen bekommen würde. Sie hätte auch an jedem Tage in den Kalender gesehen, wenn sie einen im Hause gehabt hätte. Nun sah sie aber alle Abende nach dem Monde, und ging dann vergnügt zu Bette. „Denn,“ sagte sie, „wenn er voll ist, bekomme ich mein Lämmchen.“

Endlich ward es Vollmond, und der Mond nahm wieder merklich ab; allein das Lämmchen wollte nicht kommen. Christine wartete — und wartete — und hatte bereits alle Hoffnung aufgegeben. „Ich werde von meinem Schäflein wohl nichts mehr sehen!“ sagte sie eines Abends, als sie eben traurig neben dem Bette ihrer Mutter saß. „Habe Geduld,“ sagte die Mutter; „Geduld bringt Rosen.“ Und sieh! da ging auf einmal die Stubenthüre auf, und der muntere Bauerknabe trat mit dem Lamme und einem Korbe voll frischen, grünen Futters herein. Christine sprang vor Freude auf, kniete zu dem Lämmchen hin, streichelte es

freundlich und sagte: „O wie groß und schön ist es indeß geworden! Ich kenne es ja fast nicht mehr! Und wie die Wolle so schön weiß und zart geringelt ist! O jetzt ist meine Freude erst vollkommen.“

„Ich wollte dir das Lämmlein schon vor einigen Tagen bringen,“ sagte der Knabe. „Allein mein Vater sagte: Laß es noch eine Zeit da. Es gedeiht dann besser, und wird noch größer und stärker.“

„Du und deine Eltern sind doch recht gut!“ sprach Christine. „Wenn ich nur nicht so arm wäre, und dir auch Etwas schenken könnte! Allein von der ersten Wolle, die ich von dem Schäflein bekomme, stricke ich dir ein schönes Paar Strümpfe. Du sollst gewiß sehen, daß ich die Wahrheit rede.“

Der Knabe ging, und Christine führte das Lamm in den kleinen Stall, der sich im Hause befand, und streute ihm Futter vor. Das Lamm gewöhnte sich bald an sie, und wurde so zahm, daß es das Brod aus ihrer Hand aß, aus ihrem Schälchen Milch trank, und ihr wie ein Hündchen nachlief. Christine durfte nur rufen, so kam das Lamm sogleich daher gesprungen. Wenn nun die Mutter es so mit ansah, was für eine große Freude Christine mit dem Lämmchen hatte, da sagte die Mutter öfter: „Nicht wahr, jetzt reuet es dich doch nicht, daß du meinen Rath befolgt und das

Lämmchen zurück gegeben hast?“ „O Mutter!“ antwortete Christine, „wie mein Lämmlein mir auf den Ruf folgt, so folgsam will ich auch immer gegen dich seyn! Denn ich weiß es ja, du liebst mich noch unendlich mehr, als ich mein Lämmchen.“

Zweites Kapitel.

Frau von Waldheim und ihre Tochter Emilie.

Das Dörflein, in dem Christine lebte, lag unten an einem waldigen Berge. Oben aus den Eichen des Berges ragte ein altes Schloß mit einem großen Thurme hervor. Hier wohnte seit einigen Wochen die Frau von Waldheim. Das Schloß hatte ehemals ihr gehört; allein nach dem Tode ihres Gemahls war es ihr bloß zu ihrem Wittwensitze angewiesen worden. Sie hatte sich hier, weil das Schloß etwas vergangen war, einige Zimmer neu eingerichtet, die eine sehr schöne Aussicht hatten, und lebte nun da in ländlicher Einsamkeit ganz der Erziehung ihrer einzigen Tochter Emilie, eines sehr liebenswürdigen Fräuleins von Christinens Alter.

Christine kam, so lange es Erdbeeren gab, beinahe täglich in das Schloß. Fräulein Emilie kaufte

die Beeren von niemand lieber als von ihr, und nannte sie nur ihr artiges Erdbeermädchen. Denn die Beeren, die Christine pflückte, waren alle vollkommen reif und roth wie Scharlach; die Schale, in der sie die Beeren brachte, war, wiewohl nur von geringem Porzellan, weiß und rein wie Schnee; und die Reinlichkeit ihrer Hände und ihres ganzen Anzuges schickte sich genau zu dem reinlichen Geschirre.

Allein schon seit acht Tagen kam Christine nicht mehr. Emilie, der die Erdbeeren lieber als alles Zuckerwerk waren, beklagte sich öfter, daß ihr Erdbeermädchen so lange ausbleibe. Eines Morgens kam endlich Christine wieder in das Schloß. Die Köchin ging in das Zimmer der Herrschaft, sie zu melden, und Christine blieb indessen draußen stehen Emilie kam sogleich heraus und sagte: „Warum ließest du mich denn so lange ohne Erdbeeren? Das ist nicht schön! Du weißt ja, daß ich immer nur von dir kaufte. Wenn du so wenig Aufmerksamkeit für mich hast, so wirst du meine Kundschaft verlieren.“

Christinens Augen füllten sich mit Thränen. „Ach, gnädiges Fräulein!“ sagte sie, „meine Mutter ist schon den ganzen Frühling krank. Diese Woche aber war es so schlimm mit ihr, daß ich mir sie nicht eine Stunde zu verlassen getraute. Nur gestern Abends wurde sie ein wenig besser,

und da eilte ich heute sogleich mit Anbruch des Tages in den Wald, um wieder einmal einige Kreuzer für sie zu verdienen.«

Emilie sprach: »Warum hast du mir aber nicht schon längst von der Krankheit deiner Mutter gesagt? Meine Mutter ist nicht hart gegen die Armen. Sie hätte es euch in dieser Noth gewiß nicht an Unterstützung fehlen lassen.«

»O gnädiges Fräulein,« sagte Christine, »ich weiß wohl, daß Sie und die gnädige Frau Mutter gegen die Armen sehr gütig sind. Allein meine Mutter sagt: So lange man sein Brod selbst erwerben kann, muß man Andern nicht zur Last fallen. Es gibt viele Arme, die gar nichts mehr erarbeiten können. Es wäre Sünde, diesen das Brod abzustehlen.«

Diese Worte gefielen Emilien sehr wohl. »Warte hier ein wenig!« sagte sie freundlich, und eilte in das Zimmer, mit ihrer Mutter zu reden. Ihre Mutter, die Frau von Waldheim, wollte Christinen sehen. Emilie führte sie herein — und Christine erstaunte nicht wenig über das prächtige Zimmer, die lieblich grünen, mit bunten Blumenkränzen bemalten Wände, den großen Spiegel mit goldenem Rahmen, die zierlichen Schränke und Tische von glänzend braunem Holze, das Kanapee und die Sessel mit grünen seidenen Ueberzügen und über den eingelegten, geglätteten Boden. In ihrem Leben

hatte sie noch nichts dergleichen gesehen, und es wandelte sie bei dem Anblicke all dieser Pracht eine Art von Ehrfurcht an.

Die gnädige Frau aber, die eben an ihrer Stickrahme saß, ward innig gerührt, als sie das arme schüchterne Kind, das noch Thränen in den blauen Augen hatte, in seinem dürftigen, aber reinlichen Kleidchen von weiß und roth gestreifter Leinwand, mit seinem gelben Strohhütchen, und mit der reinlichen Schale voll Erdbeeren in der zitternden Hand so bei der Thüre stehen sah.

„Komm doch näher zu mir her,“ sagte sie freundlich. „Du darfst dich nicht fürchten.“ Indem Christine näher trat, erblickte sie ihr Bild im Spiegel. Sie hatte noch nie einen großen Spiegel gesehen; der ihrige zu Hause war nicht größer, als ein Taschenkalender. Sie glaubte im ersten Augenblicke noch ein anderes Erdbeermädchen, das ihr die Kundschaft streitig machen wolle, gehe auf sie zu. Sie blieb verwundert stehen. Am meisten aber erstaunte sie darüber, daß dieses Mädchen gerade so wie sie gekleidet sey, eben ein solches Strohhütchen, mit Erdbeerblüthen geziert, aufhabe, und eben eine solche Schale mit Erdbeeren in der Hand halte. Indeß merkte sie bald, daß sie sich geirrt habe, und wurde über und über roth.

Frau von Waldheim lächelte über den unschuldigen Irrthum des armen Kindes und erkundigte

sich auf das liebreichste nach den Umständen der kranken Mutter. Christine bekam wieder Muth und gab auf jede Frage eine verständige Antwort. Als sie aber von der Armuth und den vielen Leiden und Schmerzen ihrer lieben Mutter erzählte, konnte sie vor Betrübniß fast nicht mehr reden. Sie schluchzte und reichliche Thränen flossen über ihre Wangen.

„Weine nicht so, liebes Kind,“ sagte die Frau; „ich werde für deine Mutter sorgen. Du mußt mir jetzt nur noch sagen, wo ihr wohnet?“ „In der letzten Hütte des Dorfes,“ antwortete Christine. „Sie können aus dem Fenster hier das Strohdach dort zwischen den Bäumen sehen.“ „Nun wohl,“ sprach Frau von Waldheim, „das kleine Haus mit den weißen Mauern und dem gelben Dache nimmt sich zwischen den dunkelgrünen Bäumen sehr artig aus. Da wohnt also deine Mutter! Und wie heißt sie denn?“ „Sie heißt Rosalie West,“ sagte Christine; „in dem Dorfe heißt man sie aber gewöhnlich nur die arme Rosalie.“

Die Frau bezahlte hierauf die Erdbeeren dreifach, und befahl, die Porzellanschale, in der Christine die Beeren gebracht hatte, mit der besten Fleischsuppe für die kranke Mutter zu füllen.

„Das ist ja ein überaus liebes, gutes Kind!“ sagte Frau von Waldheim zu Emilien, als Christine fort war. „Ich will nicht einmal etwas da-

von sagen, daß sie bei all ihrer Armuth schon in ihrem Aeußerlichen ein Muster der Reinlichkeit und Ordnung ist. Allein ihre Liebe zu ihrer Mutter geht über alles. Ein solches Herz voll kindlicher Liebe ist mehr werth, als ein Diamantstern auf der Brust. O Emilie! wenn ich einmal — was zu seiner Zeit auch eintreffen wird! — so krank und elend da läge, wie Christinens Mutter, würdest du wohl auch so zärtlich um mich besorgt seyn, meiner so liebreich pflegen, und so Vieles für mich thun?«

Emilie, der bei Christinens Erzählung die Thränen schon immer in den Augen standen, fiel ihrer Mutter weinend um den Hals. „Das wolle Gott verhüten,« sprach sie schluchzend, „daß Sie, liebste Mutter, krank und elend werden. Lieber wolle Er mir eine Krankheit zuschicken. Aber wenn es denn doch so seyn müßte, und Sie krank werden sollten — o gewiß, gewiß, ich würde nicht weniger für Sie thun, als Christine für ihre Mutter thut.«

„Gott segne dich, liebes Kind, für diese deine kindliche Liebe!« sprach die gerührte Mutter. „O bleibe immer so gesinnt, und du wirst auf Erden noch viele frohe Tage erleben. Denn glaube mir, jedem Kinde, das seine Eltern aufrichtig ehrt und liebt, läßt es Gott wohl gehen. Und so wird, denke an mich, auch die arme Christine noch bessere Tage sehen!«

Christine war indeß vergnügt und fröhlich nach Hause geeilt. Ihre Mutter ward über ihre Erzählung hoch erfreut, und die kräftige Fleischbrühe kam der armen Frau, die seit langer Zeit nichts als Wassersuppen gegessen hatte, sehr wohl. „O liebe Christine,“ sagte sie, indem sie mit aufgehobenen Händen andächtig zum Himmel blickte, „so verläßt Gott die Seinen doch nie! Er hilft allemal noch zur rechten Zeit! — Laß uns fernerhin auf Ihn vertrauen; allein dabei auch immer das Unsrige treu und redlich thun. Denn sieh, liebe Christine, wenn du, aus kindlicher Liebe zu mir, nicht so fleißig Erdbeeren gesammelt und meine Ermahnungen zur Reinlichkeit und Ordnung nicht befolgt hättest, so hätten wir das Glück wohl nicht gehabt, daß die gnädige Frau und das liebe Fräulein sich unserer Armuth so liebreich annehmen wollen. Sieh, nicht das geringste Gute bleibt ohne gute Folgen; Gott bedient sich desselben, edle Herzen zu rühren, und durch sie uns aus der Noth zu erretten.“

Drittes Kapitel.

Die Schicksale der beiden Mütter.

Der folgende Tag war ein Sonntag. Christine saß des Abends, nachdem sie ihre kleinen Haus-

geschäfte besorgt und ihr Lämmchen gefüttert hatte, neben dem Bette ihrer Mutter, und las ihr aus einem Buche mit sanfter, lieblicher Stimme deutlich und langsam vor. Der Abend war sehr schön und die untergehende Sonne schien durch die Rebenblätter am Fenster glutroth in das kleine Stüblein. Da trat ganz unerwartet die Frau von Waldheim mit Emilien herein. „Je,“ rief Christine und sprang auf, „die gnädige Frau und das Fräulein!“ Die Kranke war von der Gnade dieses Besuchs sehr gerührt.

Die Frau von Waldheim blickte vergnügt in dem engen Stübchen umher. Die Wände waren schneeweiß, die wenigen Schüsseln und Teller auf dem Rahmen an der Wand hell und glänzend, der Tisch, die Bank, das Paar Stühle und der Stubenboden rein gefegt. Auch die Bettüberzüge und die Kleidung der kranken Frau waren, so ärmlich sie aussahen, äußerst reinlich. Die Frau von Waldheim setzte sich auf den Stuhl, von dem Christine aufgestanden war. Mit Wohlgefallen vernahm sie, daß Christine alles so in Ordnung halte. Sie blätterte in dem Buche, lobte das Buch und Christinens gutes, vernehmliches Lesen, das sie noch gehört hatte. Sie bemerkte auf dem Kasten an der Wand ein Paar Strickkörbchen, durchsuchte sie, und war mit den Arbeiten, der Mutter sowohl als der Tochter, sehr zufrieden.

„Ihr seyd sicher nicht aus dem Dorfe dahier,“ sagte Frau von Waldheim. „Denn Ihr habt das Stricken und Euere Tochter hat das Lesen nicht dahier gelernt. Ihr müßt wohl durch besondere Schicksale hieher gekommen seyn?“

„Ja wohl hatte ich besondere und sehr harte Schicksale!“ sagte die Kranke und fing an zu erzählen. „Mein Mann,“ sprach sie, „war Leibjäger in den Diensten einer Herrschaft jenseits des Rheins. Wir waren kaum zwei Jahre verheirathet und hatten diese Zeit ungemein glücklich und vergnügt gelebt — da brach der französische Krieg aus. Unsere Herrschaft flüchtete sich über den Rhein, und konnte uns nicht mitnehmen. Mein Mann trat auf ihr Anrathen bei einem Jägerchor in Dienste. Mir wurde es nicht gestattet, ihm mit meiner Tochter, die damals noch so klein war, daß sie den Namen Vater noch nicht aussprechen konnte, zu folgen. Unter tausend Thränen nahmen wir Abschied. Ach, es war das letzte Mal, daß ich ihn sah! Er schrieb mir zwar von Zeit zu Zeit, daß er gesund sey. Allein plötzlich vernahm ich, er sey schwer verwundet, und bald darauf erhielt ich die Nachricht, er sey an seinen Wunden gestorben. Mein Jammer war unbeschreiblich! Ach, er war ein guter Mann, ehrlich und redlich! Ich weiß zwar sein Grab nicht; allein seine Gebeine ruhen gewiß in Frieden! — Ich gerieth nun mit meiner

Tochter bald in sehr großes Elend. Ich hatte mich nach Hause zu meinen Eltern begeben. Allein auch diese Gegenden wurden nunmehr von dem Kriege schrecklich heimgesucht. Meine Eltern verloren all das Ihrige, und starben bald darauf an einer ansteckenden Krankheit, die der Krieg verbreitet hatte. Ich war genöthigt, auszuwandern. Meine Habseligkeiten waren klein beisammen. Ich hatte fast nichts, als diese zwei Hände. Ich irrte weit umher. Endlich kam ich in dieses Dorf. Diese Hütte stand eben leer. Die wackern Bauersleute, zu deren Bauernhofe sie gehört, gestatteten mir, hinein zu ziehen, unter der Bedingung, daß ich ihre zwei kleinen Mädchen im Nähen und Stricken unterrichte, was ich denn auch sehr gerne that! Ich habe allerdings viel gelitten; allein Gott hat doch immer treulich für mich gesorgt und mir immer und überall durchgeholfen, bis auf diesen Augenblick, da Er Sie, edle Wohlthäterin, unter dieses Strohdach führte. Ihm sey Dank für Alles — für Leiden und Freuden!"

Die Frau von Waldheim hörte sehr aufmerksam zu, und die hellen Thränen glänzten ihr in den Augen. „Ach," sagte sie, „mein Schicksal gleicht sehr dem Eurigen, nur ist es noch trauriger! Ich habe nicht nur, wie Ihr, Eltern und Ehegemahl verloren, sondern überdies noch meinen einzigen Sohn. Mein Gemahl war Major eines Husaren=

regiments. Sogleich in einer der ersten Schlachten, in der er sich sehr auszeichnete, die aber unglücklich ausfiel, ward er gefährlich verwundet. Ich eilte auf die Schreckensnachricht mit meinen zwei Kindern unverzüglich zu ihm. Allein mir ward nur mehr der traurige Trost, ihn noch einmal zu sehen. Er starb in meinen Armen. Wie mir zu Muthe war, könnet Ihr Euch denken, beschreiben kann ich es unmöglich. — Auf die unglückliche Schlacht folgte eine übereilte Flucht. Alle Straßen waren mit Flüchtlingen bedeckt. Ich ward unter dem Gewühle von Menschen mit fortgerissen, fast ohne zu wissen wohin. Meine zwei Kinder — ein lieblicher Knabe von kaum vier Jahren, und diese Tochter hier, die damals noch kein Jahr alt war, vermehrten noch meinen Jammer. Als ich mit ihnen an den Rhein kam und über die Brücke wollte, war das Gedränge von Soldaten zu Fuß und zu Pferde, von Kanonen, Pulverkarren, Wagen voll verwundeter Krieger, die alle hinüber wollten, so groß, daß ich mich der Brücke gar nicht nähern konnte. Indeß war die Sonne untergegangen. In einiger Entfernung wurde noch gefochten, um den Uebergang über den Fluß zu decken. Allein der Donner der Kanonen rückte immer näher. Ach es war der schrecklichste Abend meines Lebens! Einige der Flüchtlinge bemächtigten sich weiter hinab an dem Flusse eines Schiffes, um das andere Ufer

zu erreichen. Aus Mitleid nahmen sie mich und meine Kinder in das Schiff auf. Allein das Schiff war so mit Menschen überladen, und sie waren des Fahrens so unkundig, daß es umschlug.

Ein Offizier am andern Ufer hatte unsere Gefahr bemerkt und uns zwei Soldaten mit einem kleinen Schifflein, dem einzigen, das eben vorhanden war, zu Hülfe geschickt. Es kam eben an, als das unsrige gesunken war. Ich und meine Tochter, die ich fest in den Armen hielt, wurden mit genauer Noth aus den Fluthen gerettet und halb todt an das Land gebracht. Allein mein Sohn war untergegangen und von ihm ward nichts mehr gesehen!«

Frau von Waldheim konnte hier vor Weinen nicht mehr reden, und verbarg ihr Gesicht in ihr weißes Tuch. Ueber eine Weile sprach sie weiter: »Ich und meine Tochter wären vor Frost und Nässe wohl auch noch umgekommen, wenn nicht eine mitleidige Herrschaft, die eben vorbeikam und sich auch auf der Flucht befand, uns in ihren Reisewagen aufgenommen hätte. Allein die Angst und der Schrecken beim Schiffbruche, die beständige Traurigkeit über den Tod meines Gemahls und meines Sohnes, und die Beschwerlichkeiten auf der Flucht, zogen mir eine Krankheit zu. Als ich wieder hergestellt war, dachte ich erst an eine andere nachtheilige Folge dieses zweifachen Todfalles. Weil

mein Gemahl ohne einen männlichen Erben gestorben war, so fielen unsere Güter dem Landesherrn anheim. Unser Schloß dahier wurde zu einem Spitale für kranke und verwundete Krieger eingerichtet. Ich mußte, was ich jedoch nur den unruhigen Zeiten zuschreiben kann, lange ohne Wittwengehalt leben! Da ich keine eigene Wohnung mehr hatte, mußte ich in der Stadt einen sehr hohen Hauszins bezahlen, und zuletzt wirklich Mangel leiden. Endlich ward mir ein anständiger Gehalt ausgeworfen, der Betrag für die verflossenen Jahre baar ausbezahlt, und mir ein Theil des Schlosses dahier, das ehemals unser Eigenthum war, zum Aufenthalt angewiesen. Allein der Verlust meines Gemahls und meines Sohnes bleiben doch unersetzlich! So groß indeß auch dieser Verlust ist, so ist doch dies ein schöner Gewinn dabei, daß meine Leiden mich Gott mehr kennen lehrten und mich gefühlvoller für die Leiden meiner Mitmenschen machten. Und dann — was können wir uns auf Erden Besseres wünschen, als unser ordentliches Auskommen und ein ruhiges Plätzchen zu haben, wo wir im Frieden leben, Gott dienen und unsern Mitmenschen Gutes thun können — in der seligen Hoffnung, unsere verklärten Geliebten in einer bessern Welt wieder zu sehen!«

Indeß war es spät geworden. Die Frau von Waldheim sah an ihre Uhr, und stand auf. „Be-

dient Ihr Euch auch der Hülfe eines Arztes?“ fragte sie noch. „Ach nein!“ sagte die Kranke. „Einen ordentlichen Arzt vermag ich nicht, und mich eines Pfuschers zu bedienen, trage ich Bedenken.“ „Ihr habt Recht!“ sagte die Frau. „Besser gar keine Hülfe, als eine solche.“ Sie versprach, der Kranken ihren eigenen Arzt zu schicken, und tröstete sie mit der Hoffnung, unter Gottes Beistande werde es dann bald besser werden. Hierauf befahl sie, Christine solle alle Tage in dem Schlosse für ihre Mutter das Essen holen, wünschte Beiden freundlich gute Nacht, und kehrte mit Emilien wieder zurück in das Schloß.

Viertes Kapitel.

Unterhaltungen der beiden Töchter.

Nach vierzehn Tagen besuchten Frau von Waldheim und Emilie die kranke Rosalie wieder. Es hatte sich mit ihr indessen sehr gebessert. Die trefflichen Arzneien und die angemessenen Speisen hatten ihr überaus gut angeschlagen. Sie war bereits auf, saß an der Tischecke auf der Bank und strickte. Sobald sie die gnädige Frau erblickte, stand sie auf, eilte ihr entgegen, und Thränen der Rührung

und Dankbarkeit flossen ihr über die blassen Wangen. Sie konnte keine Worte finden, ihren Dank auszudrücken. Frau von Waldheim setzte sich an die andere Ecke des Tisches. Sie hatte ihr Arbeitskörbchen mitgebracht und nahm ihr Gestrick hervor. Emilien erlaubte sie, mit Christinen indessen in den Baumgarten zu gehen, der sich von der Hütte bis an den Bach erstreckte, und den guten Bauersleuten gehörte, von denen Rosalie so liebreich aufgenommen worden.

Während nun die zwei Mütter sich über ihre Schicksale miteinander unterredeten, unterhielten sich die zwei Töchter in dem Garten. Christine führte ihr zahmes Lämmchen dem Fräulein vor. Emilie hatte über das artige Thierchen eine ungemeine Freude. Da sie in einer großen Stadt erzogen worden, kannte sie die Schafe beinahe nur aus ihrem Bilderbuche. Noch nie hatte sie ein Lamm in der Nähe gesehen. Das Lamm ließ sich von Emilien streicheln, fraß die zarten, grünen Blättchen, die Emilie ihm vorhielt, ihr aus der Hand, und lief ihr sogleich nach, als wollte es noch mehr. Emilie war ganz entzückt. Auch ein solches Lämmchen zu haben, war ihr herzlichster Wunsch. Allein sie war zu bescheiden, es sich merken zu lassen. „Nein,“ dachte sie, „um Alles in der Welt möchte ich die arme Christine nicht um ihre einzige Freude bringen!“

Nachdem Frau von Waldheim und Emilie fort waren, erzählte Christine ihrer Mutter, welche große Freude das Fräulein an dem Lämmchen gehabt habe. Da sprach die Mutter: „Höre einmal, Christine! Emilie und ihre Mutter haben viele Güte für uns gehabt. Ohne sie läge ich vielleicht in dem Grabe, und du hättest keine Mutter mehr. Es ist billig, daß wir uns so dankbar bezeigen, als möglich. Du könntest Emilien nun wohl auch eine große Freude machen — aber ich fürchte, es kommt dich zu schwer an. Allein an deiner Stelle wüßte ich wohl, was ich thun würde!“

„Ihr mein Lämmchen schenken!“ fiel Christine ihrer Mutter schnell ins Wort. „Ja, das will ich!“ rief sie. „Morgen in aller Frühe soll sie es haben. Emiliens Mutter hat mir das Liebste erhalten, was ich in der Welt habe — dich, liebste Mutter! Warum sollte ich mein Lämmchen, so lieb es mir auch ist, nicht mit Freuden Emilien schenken!“

„Nun, das freut mich,“ sprach die Mutter, „daß du ein dankbares Herz hast. Das ist mehr werth, als wenn man dir das Lamm mit Gold aufwägen würde.“

Die Mutter erinnerte sich, daß sie unter ihren Sachen noch ein kleines Streifchen rothen Atlaß und einige vergoldete Flittern habe. Sie suchte sie unverzüglich hervor, und saß sogleich hin, aus dem Atlasse für das Lämmchen ein Halsband zu machen,

und mit den Flittern Emiliens Namen hineinzusticken. Emilie hatte Christinen ein feines, weißes Halstuch geschenkt. In der Ecke desselben waren die Anfangsbuchstaben von Emiliens Namen zierlich mit blauer Seide eingenäht. Diese Buchstaben dienten der Mutter zum Muster. Sie war gesonnen, so lange aufzubleiben, bis sie mit dieser Arbeit fertig wäre. Christine leistete ihr treulich Gesellschaft, fädelte ihr jedesmal die Nadel ein, und suchte die schönsten und tauglichsten Flittern heraus und bot sie ihr hin. Endlich gegen Mitternacht war die Stickerei vollendet, und Christine war über das schön gelungene Werk so erfreut, daß sie vor Freude fast nicht schlafen konnte.

Sobald am andern Tage die Morgenröthe anbrach, eilte das gute Mädchen mit dem Lamme dem Bache zu, und wendete ihr letztes Stückchen Seife daran, das nette Thierchen so rein zu waschen, als möglich. Und sieh da! es ward fast so weiß, wie neugefallener Schnee. Die Mutter legte nun dem Lämmchen das Halsbändchen an. Der hochrothe Atlas mit den goldenen Buchstaben und der goldenen Einfassung nahm sich zwischen dem reinen, weißen Gekräusel der Wolle ganz unvergleichlich schön aus. Christine und ihre Mutter betrachteten das Lämmchen mit Entzücken, und konnten kaum aufhören es zu loben.

Christine führte nun das Lämmchen in das

Schloß. Sie ging zuerst in die Küche zur alten Köchin, die sich immer besonders liebreich gegen Christine bezeigt hatte, und redete mit ihr, wie sie ihr Geschenk am schicklichsten anbringen könne. Die Köchin hatte an dem schön geschmückten Lamme ein großes Wohlgefallen und lobte Christinens Einfall sehr. Sie nahm das Lämmchen, ging zu dem Zimmer der Herrschaft, und öffnete leise die Thüre. Die gnädige Frau saß am offenen Fenster und stickte. Emilie las ihr aus einem Buche vor. Beide waren so emsig, daß sie nicht aufblickten. Da schob die Köchin das Lämmchen geschwind zur Thüre hinein, machte die Thüre eben so leise wieder zu, und eilte zurück in die Küche.

Frau von Waldheim und Emilie hatten von allem nichts gemerkt. Das Lämmchen blieb an der Thüre stehen, schaute eine Weile umher, und fing dann laut an zu blöcken. Emilie blickte auf, und rief: „Je, das Lämmchen!“ Sie nahm von dem Seitentischchen ein wenig Brod, das von dem Frühstücke übrig geblieben war, und hielt es dem Lämmchen hin, und das arme Thierchen, das den Morgen noch kein Futter bekommen hatte, lief sogleich auf sie zu, und fraß es ihr aus der Hand. Emilie hatte eine unbeschreibliche Freude. Das Lämmchen kam ihr ohne Vergleich schöner vor als gestern, und als sie erst die goldenen Anfangsbuchstaben ihres Namens bemerkte, und daraus ersah, das Lämm-

chen sey zum Geschenke für sie bestimmt, da war ihre Freude noch größer.

„O wie gut ist doch Christine,“ sagte sie, „daß sie mir ihr Liebstes gibt! Ich getraue mir kaum es anzunehmen. Was meinen Sie, liebste Mutter, daß ich thun soll?“

„Du mußt es annehmen,“ sagte die Mutter, „sonst würdest du das gute Kind betrüben. Ich werde Christinen auf eine andere Art entschädigen.“

Emilie eilte nun in die Küche, ihr gutes Erdbeermädchen zu rufen. Christine hatte sogleich fort gewollt; allein die Köchin hatte sie aufgehalten. Es kostete Emilien viele Mühe, das bescheidene Mädchen herein zu nöthigen in das Zimmer.

Die Frau von Waldheim hatte indessen aus ihrem Schreibkasten ein Goldstück hervor gesucht, auf dem ein Lamm abgebildet war. „Du hast ein sehr dankbares Herz, mein liebes Kind!“ sagte sie, als das erröthende Mädchen an Emiliens Hand in das Zimmer trat. „Du hast meiner Tochter ein Geschenk gemacht, das ihr wohl nicht für Gold feil wäre. Nimm hier als eine kleine Gegenerkenntlichkeit dieses goldene Lämmchen.“

Die gute Christine war von dieser feinen Art zu geben so gerührt, daß es ihr sehr schwer ankam, das Geschenk zurück zu weisen. Allein noch mehr würde es sie geschmerzt und gekränkt haben, sich ihr dankbares Gemüth bezahlen zu lassen. Sie

kam in große Verlegenheit und die Thränen traten ihr in die Augen. „O nein, nein, gnädige Frau,“ sagte sie; „ich kann das Gold wahrhaftig nicht nehmen. Es würde mir meine ganze Freude verderben. Nichts, als die reinste, herzlichste Dankbarkeit bewog mich, Fräulein Emilien mein Lämmchen als ein armes, geringes Geschenk darzubringen, und es ist mir unmöglich, mich dafür so überreichlich belohnen zu lassen.“ Sie blieb ungeachtet alles Zuredens darauf, nichts zu nehmen.

Diese Uneigennützigkeit an einem so armen Mädchen gefiel der Frau von Waldheim noch mehr, als das überbrachte ländliche Geschenk. „Nun,“ sagte sie, „so will ich dich auf eine andere Art zu belohnen suchen, die deiner Denkart angemessener ist. Wegen deines edlen Herzens sollst du von nun an die Gespielin meiner Emilie seyn. In deiner Gesellschaft läuft sie keine Gefahr, niedrige Gesinnungen anzunehmen. Komm für's erste nur allzeit nach Tische hieher. Da will ich euch mit einander Arbeit geben, und dann wollen wir schon sehen, was noch weiter zu thun ist.“

Als Christine nach Hause kam und erzählte, wie es gegangen sey, war ihre Mutter mit ihrem Betragen sehr zufrieden. „Siehst du nun,“ sprach sie, „es ist so, wie ich dir schon öfter gesagt habe. Das ärmste Kind, wenn es sich nur bestrebt, von Herzen gut zu seyn, findet am Ende doch Men=

schen, die es um seiner Güte willen mehr schätzen, als wäre es mit Gold und Perlen behängt. Das reichste und schönste Mädchen hingegen — wenn es sonst nichts weiter ist! — wird der gerechten Verachtung am Ende doch nie entgehen, und das Glück, von guten Menschen aufrichtig geliebt und geehrt zu seyn, wird ihm nie zu Theil werden. Gutseyn, Gutseyn ist das Einzige, was uns wahrhaft froh, reich und geehrt macht.«

Fünftes Kapitel.

Ein Fremder tritt auf.

An dem goldgestickten Halsbändchen, mit dem das Lämmchen geschmückt war, hatte die Frau von Waldheim entdeckt, daß Rosalie eine sehr geschickte Stickerin sey. Rosalie hatte aber diese Kunst, weil dergleichen Arbeiten in dem Dorfe nicht geschätzt wurden, lange nicht mehr geübt, und sich bloß auf das Stricken und Nähen verlegt. Frau von Waldheim gab ihr nun Manches zu verdienen, und verschaffte ihr auch anderwärts her Bestellungen. Die arme Rosalie fand auf diese Art nicht nur ihr hinreichendes Auskommen, sondern überdies noch öfteren Zutritt in das Schloß.

Frau von Waldheim hatte Anfangs sich Rosaliens nur aus Mitleid angenommen; allein so wie sie dieselbe näher kennen lernte, verwandelte sich dieses Mitleid nach und nach in Hochachtung. Sie fand an dem Umgange mit der guten, verständigen Frau immer mehr Vergnügen. Man wunderte sich, daß eine adelige Dame, die Gemahlin eines Stabsoffiziers, mit einer armen Soldatenwittwe Freundschaft machen möge. Allein Frau von Waldheim sagte lächelnd: „Nun, Ihr werdet doch nicht behaupten, mein seliger Mann, der tapfere Major, sey kein Soldat gewesen? Doch im Ernste! Eben dieses, daß auch ihr Mann zum Militär gehörte, und wie der Meinige den Tod für das Vaterland starb, diente ihr bei mir zur Empfehlung. Die Aehnlichkeit unserer Schicksale vermehrte meine Zuneigung zu ihr. Sie ist Wittwe wie ich, mußte Vieles leiden wie ich, hat wie ich nur eine einzige Tochter. Unsere Töchter sind von gleichem Alter, und lieben einander herzlich — und wenn meine Emilie so gut und edel ist als Christine, und Emiliens Mutter so gut und edel als Christinens Mutter, so will ich es gern zufrieden seyn. Die äußerlichen Verhältnisse weisen dem Menschen allerdings seinen Rang in der menschlichen Gesellschaft an; allein nur ein wahrhaft gutes, edles Herz macht den wahren Werth des Menschen aus. Diese arme Soldatenwittwe ist so bescheiden, so sanft, so recht-

schaffen, so durch Leiden bewährt, so von Herzen fromm, und dabei so vernünftig und gebildet, daß ich dadurch mich geehrt fühle, sie meine Freundin zu nennen.«

Frau von Waldheim zeichnete auch ihre arme Freundin immer mehr aus. Sie kam jeden Sonntag von dem Schlosse in das Dorf herab zur Kirche, und da ging sie nach dem Gottesdienste nie an Rosaliens armer Wohnung vorüber, ohne wenigstens auf einige Augenblicke einzukehren. Sie trug Christinen, die täglich in das Schloß kam, öfter auf, ihre Mutter mitzubringen, und bald mußten beide alle Tage nach Tische in das Schloß kommen. Die Frau von Waldheim und das Fräulein, Rosalie und Christine saßen dann zusammen an Einem Arbeitstische, und beschäftigten sich einige Stunden sehr emsig mit allerlei schönen Arbeiten. Rosalie mußte hierauf mit der gnädigen Frau Thee trinken, und Christine mit Emilien ein Butterbrod essen. Auf den Abend machten sie gewöhnlich alle zusammen noch einen kleinen Spazirgang.

Einmal an einem schönen Sommerabende gingen sie nun mit einander in den Eichwald, der sich am Abhange des Schloßberges herumzog. Mehrere schattige Gänge, die mit reinlichem Kiese bestreut waren, führten durch den Wald, und hie und da war eine bequeme Bank zum Ausruhen angebracht. Der Tag war sehr heiß gewesen und noch war es

ziemlich schwül. Die Frau von Waldheim setzte sich daher mit ihrer Begleiterin Rosalie auf eine steinerne Bank, die in einen Felsen des Berges eingehauen und von einem Paar Eichen beschattet war. Das Plätzchen war, wegen der herrlichen Aussicht, die man hier genoß, ihr Lieblingsplätzchen.

Emilie und Christine gingen noch eine Strecke weiter, und jede trug ein niedliches Körbchen am Arme. Es war gerade die Zeit der Himbeeren, und Emilie hätte deren schon lange selbst gern im Walde gepflückt. Christine führte sie zu einer ausgehauenen Stelle des Waldes, die beinahe ganz mit Himbeersträuchen bedeckt war. Beide Mädchen pflückten nun sehr geschäftig und ließen sich die duftenden Beeren sehr wohl schmecken. Bald rief diese, bald jene, hier gebe es noch schönere. Die allerschönsten sammelten sie aber in ihre Körbchen, um sie Emiliens Mutter zu bringen. Das Lämmchen, das sie mitgenommen hatten, lief indeß auf dem offenen Platze herum, graste hier ein wenig, nagte dort an den Blättern der Gesträuche, und hatte sich nach und nach ziemlich weit von ihnen entfernt.

Da bemerkte Emilie auf einmal einen fremden Jüngling, der das Lämmchen streichelte und das Halsband desselben sehr aufmerksam betrachtete. Emilie und Christine eilten sogleich hin, denn sie fürchteten, er wolle das Halsband oder gar das

Lämmchen mit sich fort nehmen. Der Jüngling blickte, als er sie kommen hörte, auf. Er war schön und blühend von Angesicht und hatte ein dunkelgrünes Sommerkleid an und einen runden Kastorhut auf. Er schien bis zu Thränen gerührt, und blickte Emilien mit einer Art von Erstaunen und Verwunderung an. Endlich nahm er mit seiner Rechten ehrerbietig den Hut ab; in seiner Linken aber hielt er — was Emilien äußerst seltsam vorkam — einen goldenen Ring.

„Verzeihen Sie, mein Fräulein," sagte er, da er Emiliens Aengstlichkeit bemerkte, „ich wollte dem Lämmchen, das, wie ich sehe, Ihnen gehört, nichts zu leid thun. Es fielen mir nur die Buchstaben auf, die hier auf das Halsband gestickt sind. Sind das vielleicht die Anfangsbuchstaben Ihres Namens?"

„Ja," sagte Emilie befremdet, „das sind sie. Die drei goldenen Buchstaben auf dem rothen Atlasse hier heißen E. v. W. Ich aber heiße Emilie von Waldheim."

„Emilie! Emilie!" rief der Jüngling höchst erstaunt.

Emilie erschrak über seine Heftigkeit. Sie glaubte, er sey nicht recht bei Sinnen und es ward ihr unheimlich. „Komm, da ist nicht gut seyn!" sagte sie zu Christine, nahm sie bei der Hand und wollte mit ihr davon laufen. Der fremde Jüngling aber

faßte sich wieder und sagte ganz ruhig: „Ich bitte Sie, bleiben Sie nur noch einen Augenblick! Ich habe da einen goldenen Ring, in dem die drei nämlichen Buchstaben eingegraben sind. Sehen Sie da E. v. W.! Deßhalb betrachtete ich die Buchstaben da auf dem Halsbändchen so aufmerksam und verwundert. Es liegt mir äußerst viel daran, inne zu werden, woher dieser Ring sey. Allein,“ fügte er traurig bei, „Ihnen gehört der Ring zuverlässig nicht. Es stehet da, den Buchstaben gegenüber, noch die Jahrzahl 1786. Dieses vereitelt meine Hoffnung. Ach, damals waren Sie noch nicht geboren!“

Emilie sagte: „Meine Mutter hat eben den Namen wie ich; auch sie heißt Emilie von Waldheim.“

„Wie!“ rief der Jüngling aufs neue erschüttert. „Wäre es möglich! Ach vielleicht gehört der Ring Ihrer Mutter. Könnten Sie mich nicht zu ihr führen?“

„Mit Vergnügen,“ sagte Emilie. „Sie ist kaum ein Paar hundert Schritte von hier. Haben Sie nur die Güte, mir zu folgen.“ Sie gingen. Der Jüngling ließ Emilien die rechte Seite, und Christine mit dem Lämmchen begleitete sie.

Als sie zur Felsenbank kamen, blieb der Jüngling in einiger Entfernung schüchtern stehen, und betrachtete die Frau von Waldheim einige Augen-

blicke stillschweigend. Sein Angesicht war wie vor Schrecken bleich und die Hand, in der er den Ring hielt, zitterte. Indeß ermannte er sich, trat näher, verbeugte sich mit Anstand, erzählte kurz den sonderbaren Zufall mit dem Zusammentreffen der Buchstaben — und überreichte ihr den Ring.

Die Frau von Waldheim nahm den Ring — erblickte die drei Buchstaben — that einen lauten Schrei und wäre umgesunken, wenn Rosalie sie nicht gehalten hätte.

„Gott im Himmel, was ist das?“ rief sie, als sie sich von dem Schrecken ein wenig erholt hatte. „Das ist der Ehering meines seligen Gemahls! Sehen Sie, der Ring hier an meinem Finger, den mein Gemahl mir als Bräutigam gab und den ich noch immer zu seinem Andenken trage, ist genau auf die nämliche Art gearbeitet, nur etwas kleiner. O reden Sie, reden Sie doch, wie kamen Sie zu dem Ringe? Wer sind Sie? Wer sind Ihre Eltern?“

Der Jüngling ward noch bleicher und zitterte an allen Gliedern. „Mein Vater,“ sprach er, „ward im Kriege erschossen. Meine Mutter war eine schöne Frau, trug, als ich sie das letzte Mal sah, ein schwarzes Kleid, und weinte immer sehr viel. Ich hatte noch ein kleines Schwesterchen, die Emilie hieß. Die Mutter fuhr mit uns zwei Kindern über den Rhein. Das Schiff ging unter. Ich ward, als ein Kind von etwa vier Jahren, aus

dem Wasser gezogen. Von Mutter und Schwester hörte ich seit dieser Zeit nichts mehr. Den Ring fand man, nebst einigen andern Kleinigkeiten, in einem Päckchen, das Kleidungsstücke von mir enthielt und also für mein Eigenthum erklärt wurde. Sonst weiß ich von meinen Eltern und meinem Vaterlande nichts zu sagen. Mein Namen ist Karl« — —

„O Karl!« rief jetzt Frau von Waldheim und fiel dem Jünglinge um den Hals, „du bist mein Sohn! Wahrhaftig du bist es! Du bist das Ebenbild deines Vaters!« — — „O Gott, o Gott! wie wunderbar bist Du in Deinen Fügungen!« rief sie dann wieder, indem sie mit aufgehobenen Armen weinend zum Himmel blickte. Und dann umfaßte sie wieder ihren Sohn und benetzte sein Angesicht mit Thränen. Der Jüngling war so außer sich, daß er keine andere Worte hervorbringen konnte, als: „Mutter! Mutter! Gott! Gott! O Du guter Gott!«

Emilie stand an Christinen gelehnt — und zitterte und weinte. „Emilie!« rief endlich die Mutter, „Emilie, o sieh da deinen Bruder! Karl, Karl, sieh da deine Schwester! O grüßt euch doch auch!«

Karl schloß seine Schwester weinend in seine Arme, und rief: „O meine liebe, liebe Schwester! O Gott, welche Freude machst Du mir — so unerwartet Mutter und Schwester zu finden!« Und

auch Emilie konnte vor Weinen kein Wort vorbringen, als: „Lieber, lieber Bruder!“

Alle Drei aber waren so selig und hatten sich so viel zu fragen und zu sagen, daß sie die ganze Welt um sich her vergaßen. Die Sonne war untergegangen und es wurde bereits dunkel, ohne daß sie darauf achteten. Rosalie erinnerte sie endlich, es sey Zeit, sich nach Hause zu begeben. Frau von Waldheim ging nun, an jedem Arm eines ihrer Kinder führend, auf das Schloß zu, und Rosalie und Christine folgten ihnen.

Sechstes Kapitel.

Karls Jugendgeschichte.

Die Frau von Waldheim veranstaltete nun in dem Schlosse eine kleine Freudenmahlzeit. Emilie deckte den Tisch mit dem feinsten blendend weißen Tafeltuche und zwei helle Wachskerzen auf silbernen Leuchtern spiegelten sich in dem glänzend reinen Tischgeräthe. Karl mußte zwischen seiner Mutter und Schwester Platz nehmen, und Rosalie und Christine mußten auch mitspeisen. „Denn,“ sprach die Frau von Waldheim, „ohne Euch und Euer Lämmchen hätte ich ja meinen lieben Sohn Karl

nicht gefunden!“ Karl, der von der Reise hungerig geworden, ließ sich das Abendessen sehr wohl schmecken. Seine Mutter und Schwester aber konnten vor Freude fast nicht essen, und sahen ihn nur immer an. Sie fragten ihn bald dieses, bald jenes. Allein erst nach Tische baten sie ihn, seine Geschichte im Zusammenhange zu erzählen, was er denn auch sehr gerne that.

„Meine Kindheit und meine Jugendjahre,“ sprach er, „brachte ich, von dem Abende an, da ich aus dem Flusse gezogen wurde, beständig bei einem sehr ehrwürdigen Pfarrer, Namens Engelhard, jenseits des Rheins zu. Ich würde von den Schicksalen meiner ersten Kindheit und von meinen lieben Eltern wohl kaum mehr etwas wissen, wenn er das Wenige, was ich damals — in einem so zarten Alter ihm sagen konnte — mir nicht öfters wiederholt hätte. Selbst unsers Schiffbruches erinnere ich mich jetzt nur mehr dunkel. Allein der gute Pfarrer, der nicht weit von jener Unglücksstätte wohnt und sich nach Allem, was mich betraf, genau erkundigt hatte, beschrieb mir jenen fürchterlichen Abend und die darauf folgende Schreckensnacht sehr oft. Der Krieg hatte mit Allem, was er Schreckliches haben kann, sich gleich einem verheerenden Gewitter, ganz in jene Gegend gezogen. Zwei Dörfer standen im Brande, und die hoch auflodernden Feuerflammen erhellten mit ihrem ro-

then Glanze weit umher die Gegend, rötheten die Wolken des Himmels, und strahlten schauerlich aus dem Flusse wieder. Die geschlagene Armee rettete sich über den Fluß. Die Sieger drangen ihr auf dem Fuße nach. Man glaubte ein furchtbares Hochgewitter zu hören, so laut donnerten die Kanonen, und man vernahm bereits das kleine Gewehrfeuer sehr deutlich. Ganze Familien, Väter, Mütter und Kinder, hatten theils zu Fuß, theils zu Wagen sich geflüchtet, und wußten nun, als sie an den Fluß kamen, nicht mehr weiter. Das Gedränge und die Verwirrung war unbeschreiblich. Auch der gute Pfarrer hatte das Haus voll Geflüchteter, und war unermüdet beschäftiget, sie zu trösten und zu bewirthen. Da wurde auf einmal sehr stark an die Hausthüre geklopft. Er öffnete sie — und ein Soldat mit einem kleinen weinenden Knäblein auf dem Arme stand vor der Thür'. Dieses Knäblein war ich!«

»Um Gottes willen, Herr Pfarrer,« rief der edle Krieger, »erbarmen Sie sich dieses armen Kindes, und nehmen Sie es zu sich. Ich riß es dort aus dem Fluß. Ich weiß es nirgends unterzubringen. Dieses nasse Päcklein hier enthält die Kleider des Kindes und einiges Andere. Nehmen Sie! — ich muß augenblicklich weiter.« Der gutherzige Pfarrer nahm mich liebreich in seine Arme, und der Soldat stürzte fort, indem er

noch rief: „Gott wird es Ihnen vergelten! Leben Sie wohl!"

Der würdige Geistliche brachte nun wohl so viel aus mir heraus: mein Vater, ein Offizier, sey im Kriege umgekommen, und meine Mutter sey mit mir und meinem kleinen Schwesterchen auf ihrer Fahrt über den Rhein verunglückt. Er unterließ nicht, nachzuforschen, ob meine Mutter und Schwester dem schauerlichen Tode des Ertrinkens nicht etwa noch entgangen seyen. Er begab sich, so bald es möglich war, in die benachbarten Orte, und fragte überall nach ihr. Er traf auch einige Menschen, die auf eben dem Schiffe gewesen, und gerettet worden. Sie sprachen mit Achtung und Mitleid von der tiefbetrübten Offizierswittwe; allein alle sagten einmüthig, sie sey mit ihrem kleinern Kinde sicher ertrunken. Die Gewalt des Stromes habe bloß einige wenige Menschen, die sich auf dem untergegangenen Schiffe befunden hatten, an das Ufer, von dem sie hergekommen, zurück geworfen. Es sey gar nicht wahrscheinlich, daß irgend eine Seele das andere Ufer erreicht habe. Der edle Pfarrer hielt es indeß doch für möglich. Allein er konnte sobald keine Erkundigungen einziehen. Die Verbindung zwischen den beiden Rheinufern war, des Krieges wegen, lange Zeit aufgehoben. Und nachher, als man wieder Nachrichten von dem andern Ufer des Flusses erhalten konnte, stimmten

alle darin überein, nirgends habe man eine solche Frau gesehen, wie die beschriebene Offizierswittwe, und sie sey also ganz gewiß todt.

Der menschenfreundliche Pfarrer behielt mich nun bei sich, um mich zu erziehen. Er war ein sehr liebevoller, schon etwas betagter Mann, und ein wahrer Kinderfreund. Die Tage meiner Kindheit hätten wohl nicht glücklicher seyn können. Er war immer heiter und freundlich, und wußte mich mit einem Wink zu leiten. Denn sein ganzes Betragen war, bei aller Freundlichkeit, immer so ernst und würdig, daß ich eine große Ehrfurcht gegen ihn fühlte, und um Alles in der Welt es nicht gewagt hätte, mich gegen ihn im geringsten widerspänstig zu zeigen.

Seine erste Angelegenheit war es, mich in der Religion zu unterrichten; was er sagte, war alles so klar und herzlich, daß ich Gott und meinen Erlöser von Herzen lieb gewann. Er lehrte mich lesen und schreiben, und da er besondere Fähigkeiten an mir zu entdecken glaubte, so gab er mir Unterricht in der lateinischen Sprache. Er las mit mir lateinische Bücher, und wußte immer die schönsten Stellen auszuwählen, die meinem Alter angemessen waren. Was ich gelesen hatte, mußte ich dann schriftlich ins Deutsche übertragen. Ich bekam so mehrere Bücher, von meiner Hand rein und deutlich geschrieben, zusammen, die er alle sehr schön

binden ließ. Ich hatte dabei ungemeine Freude, und erwarb mir eine Fertigkeit, jedes lateinische Buch zu verstehen, wenn nur sonst der Inhalt meine Fassungskraft nicht überstieg. In der Folge gab er mir auch Unterricht im Griechischen.

Sein kleines freundliches Pfarrhaus war von einem schönen Gemüsegarten und einem großen Baumgarten umgeben. Wenn wir nun eine Stunde gelesen hatten, arbeiteten wir allemal eine Zeit im Garten. Denn er baute ihn selbst, und ich mußte ihm dabei helfen. Diese Arbeit diente uns zur Erholung vom Studiren. Im Winter oder an Regentagen brachte er seine Nebenstunden mit Zeichnen zu, worin er es sehr weit gebracht hatte. Er verstand seine Zeichnungen mit Tuschfarben so schön und lieblich auszumalen, daß Kenner sie den vollendetsten Kunstwerken der Art an die Seite setzten. Auch ich hatte große Lust am Zeichnen und Malen. Er gestattete es mir aber allemal nur als eine Belohnung meines besondern Fleißes im Studiren, und unter seiner vortrefflichen Anleitung machte ich auch in dieser Kunst gute Fortschritte. So verfloß mir jeder Tag unter nützlichen und angenehmen Beschäftigungen; ich war immer so fröhlich und vergnügt, als je ein Kind in dem väterlichen Hause es seyn kann.

Der gute Pfarrer hatte indeß auch Manches zu leiden. Er mußte die Trübsalen des Krieges

hart empfinden. Einquartierungen und Lieferungen kosteten ihm sehr viel, und zwei bis dreimal ward sein Pfarrhaus ganz ausgeplündert. Er würde dieses wenig geachtet haben, wenn es ihm nicht um mich gewesen wäre. Er hatte mich öfters versichert, er werde mich studiren lassen. Obwohl die Erträgnisse seiner Pfarrei nicht sehr bedeutend waren, so hatte er bei seiner mäßigen Lebensart doch so viel zurück gelegt, daß er die Kosten des Studirens hätte bestreiten können. Allein nun war es ihm unmöglich; er selbst war durch den Krieg in dürftige Umstände gerathen.

Er hatte indessen in Wien einen Jugendfreund, der dort in großem Ansehen stand, und unter dem Adel und den Gelehrten viele Freunde hatte. An diesen schrieb er, ob er einem armen Jünglinge, der eine entschiedene Anlage und Neigung zum Studiren habe, nicht Gelegenheit dazu verschaffen könnte? Es kam sogleich die erfreuliche Antwort, er wolle mich mit offenen Armen in sein Haus aufnehmen, und dann weiter für mich sorgen. Ich möchte mich aber, schrieb er, sogleich auf die Reise machen, indem diejenigen, die unter die Zahl der Studirenden wollen aufgenommen werden, schon zu Anfang des künftigen Monats eine vorläufige Prüfung bestehen müssen.

Ein Kaufmann, der meinen Pflegevater öfter besuchte, hatte eben eine Reise in die hiesige Ge-

gend vor, und erbot sich, mich unentgeltlich mit zu nehmen. Da ich auf diese Art beinahe die Hälfte des Weges in einem bequemen Reisewagen zurücklegen konnte, so wurde dieses Anerbieten mit Freude angenommen.

Der Morgen, an dem ich von meinem guten Pflegevater Abschied nahm, wird mir ewig unvergeßlich seyn. Der gute Mann mit seinem frommen blassen Angesichte und seinen ehrwürdigen grauen Haaren, schloß mich in seine Arme und benetzte mein Angesicht mit Thränen. „Liebster Karl,“ sprach er, „der Augenblick ist jetzt da, wo du hinaus mußt in die Welt. In unserm stillen abgelegenen Dorfe und in meinem Hause hier hast du, will's Gott, nichts als Gutes gesehen und gehört. In der großen Stadt, in die du jetzt kommst, wird es anders seyn. Du kommst zwar in das Haus eines guten Mannes und wirst auch in der Stadt viele gute Menschen kennen lernen; allein du wirst auch der bösen Beispiele genug sehen und mancherlei Böses hören. O Karl, vergiß meiner guten Ermahnungen nicht — laß dich nicht verführen — bleibe ein edler Jüngling!“

„Die väterlichen Ermahnungen,“ sagte Karl, „die er mir mündlich zum Abschiede gegeben hat, überreichte er mir, damit ich keine derselben vergessen möge, auch schriftlich. Ich habe das Blatt hier in meiner Brieftasche aufbewahrt, und Sie

können es gelegentlich lesen.« „O nein, nein," riefen alle, „wir möchten diese guten Lehren sogleich vernehmen!« Karl nahm das Blatt heraus und las:

„Geliebtester Sohn! Vor Allem bleibe dir unsere heilige Religion stets theuer. Sie ist der kostbarste Schatz, den wir hier auf Erden haben, und ein wahres Himmelbrod für unsern unsterblichen Geist. Wohne nicht nur dem öffentlichen Gottesdienste andächtig und ehrerbietig bei, sondern weihe auch deine stille Kammer zum Tempel der Andacht. Vergiß es nie, daß Gottes Auge dich überall sieht, und thue Alles wie vor seinem Angesichte. Ihm klage deine Noth und vertrau' auf Ihn. Verlaß Ihn nicht, und Er wird dich ewig nicht verlassen."

„Du wirst mancherlei leichtsinnige Reden über Religion hören. Solche Reden verabscheue. Wer die Lehren der christlichen Religion befolgt, der erfährt es an seinem Herzen, daß sie von Gott sey. An diesem Prüfsteine, den ihr Stifter selbst angab, bewährt sie sich als lauteres Gold. Das hat sich mir durch eine Erfahrung von fast siebenzig Jahren bestätiget. Das ist ihr schönster Triumph über alle Zweifel ihrer Freunde, die noch nicht ganz zur hellen Erkenntniß gekommen sind, und über alle Einwendungen ihrer verblendeten Feinde.«

„Thu' nie etwas Böses und handle nie gegen die Stimme deines Gewissens. Geselle dich nicht zu solchen Menschen, die über Unschuld und Scham-

haftigkeit spotten und aus dem Laster einen Scherz machen; fliehe sie als wären sie vom gelben Fieber angesteckt. Eine solche leichtfertige Denkart verleitete schon manchen schönen blühenden Jüngling, die kurze Lust der Sünde zu genießen, machte ihn zum lebendigen Gerippe und stürzte ihn in ein frühes Grab. Bewahre dein Herz rein und unbefleckt, und du wirst die schöne Farbe deiner Wangen, das Feuer deiner Augen, die Ruhe deines Gewissens und die Heiterkeit des Geistes bewahren. Mein erster Blick, wenn ich dich je wiedersehe, wird mir sagen, ob du noch gut und unverdorben seyest.«

„Sey unermüdet in den Arbeiten deines Berufes. Der Beruf eines Studirenden ist ein schöner, edler Beruf. Es sey nun, daß du Rechtsgelehrter, Arzt oder Gottesgelehrter werden wollest — allemal wird das zeitliche oder ewige Wohl deiner Mitmenschen dir anvertraut werden. Es wäre ja wohl schrecklich, wenn du es dir nicht Ernst seyn ließest, deiner Wissenschaft Meister zu werden, und wenn du einst, anstatt zum Glücke der Menschen beizutragen, aus Unfähigkeit und Unwissenheit nur Unheil stiften würdest. Die Studirjahre sind die Zeit der Saat; benütze diese köstliche Zeit, ehe sie entflieht — sonst ist an keine erfreuliche Aernte zu gedenken. Du hast es in unserm Dorfe gesehen, wie die Landleute sich plagen müssen, wie sie vor

Tag aufstehen, Frost und Hitze dulden, und alle Kräfte aufbieten, nicht nur um sich zu ernähren, sondern um auch die Abgaben zu bestreiten, die zur Unterhaltung der höhern und der gelehrten Stände nöthig sind. Arbeite also auch unermüdet, um für die guten Leute, die so vieles für uns thun, dereinst auch etwas thun zu können, und ihnen nicht zur unnützen Last, sondern zum Segen zu werden."

„Erlaube dir aber auch zu rechter Zeit eine unschuldige Erholung. Nur laß den sinnlichen Vergnügungen keine Herrschaft über dein Herz. Wer sich von der Sinnlichkeit, von Spiel, Trunk, Tanz und dergleichen, hinreißen läßt, der ist, wenn er auch eben nichts offenbar Böses thut, dennoch ein Sklave seiner Lust — und also ein schlechter Mensch. Der ungeordnete Hang zu sinnlichen Vergnügungen zerstört in unserm Herzen das Gefühl für alles wahrhaft Große, Schöne und Gute, und macht uns unfähig, edlere Vergnügungen zu genießen."

„O mein liebster Sohn! Vielleicht ist es das letzte Mal, daß du mein Angesicht siehest. Ich bin bald siebenzig Jahre alt und nicht mehr fern vom Grabe. Erfahrung, Welt- und Menschen-Kenntniß wirst du mir nicht absprechen wollen. Und dann — was für einen Gewinn könnte ich davon haben, dir eine Unwahrheit zu sagen? Glaube mir also und bleibe gut. Denn sieh, wenn du gut bist, so bist du dir gut, und du wirst den Segen da-

von haben. Könntest du aber je böse werden, so wärest du dir böse, und dein wäre der Schaden, und dich träfe das Verderben. Liebster Karl — bleibe, o bleibe gut!«

Alle wurden von diesen schönen Lehren innig gerührt. Karl legte das Blatt wieder in seine Brieftasche, und erzählte weiter. »Der edle Mann,« sagte er, »gab mir nun den goldenen Ring mit den drei mir so theuren Buchstaben, und sprach aus gerührtem Herzen: »Nimm da die ganze Verlassenschaft deiner geliebten Eltern! Bewahre diesen Ring wohl auf! Vielleicht kann er dich unter Gottes Leitung noch auf eine glückliche Entdeckung führen.«

»Hierauf nahm der gute, liebevolle Greis die letzten zwei Goldstücke, die er noch hatte, aus seinem Pulte hervor. Ach er hatte schon all seine Baarschaft darauf verwendet, mich wohlanständig zu kleiden, und mich mit dem nöthigen Reisegeld zu versehen! Er gab mir diese Goldstücke, die Sie hier sehen und sagte: »Nimm dieses Wenige noch, liebster Sohn, als einen Nothpfennig — und dann hier noch Etwas, das mehr werth ist, als alles Gold — das Neue Testament! Mehr kann ich dir jetzt nicht geben. Allein lebe nur so, wie dieses göttliche Buch es uns lehrt, bleibe gottesfürchtig, edel und gut — dann bist du reich genug.«

Hierauf segnete er mich noch mit zitternden

Händen und weinenden Augen, schloß mich noch einmal in seine Arme, sagte mir Lebewohl — und ich ging schluchzend und tief gerührt zur Thüre hinaus.«

Karl weinte, indem er dieses sagte, aufs neue; auch seiner Mutter und Schwester und den Uebrigen flossen die hellen Zähren über die Wangen. „Dieser Pfarrer,« sprach die Mutter, „ist ein wahrhaft edler Mann, und ein sehr würdiger Geistliche. Es ist etwas Großes, sich eines fremden armen Kindes so herzlich und thätig anzunehmen, so viele Jahre hindurch so viele Zeit, Mühe und Kosten aufzuwenden, und so zu sagen noch den letzten Heller hinzugeben, um es zu einem guten und glücklichen Menschen zu erziehen. Nur die christliche Religion kann das menschliche Herz so uneigennützig und wohlwollend machen, alle Menschen auf Erden wie seine nächsten Blutsverwandten mit Liebe zu umfassen.«

Siebentes Kapitel.

Wie Karl hieher gekommen.

Karl schwieg eine Weile und trocknete seine Thränen; dann erzählte er weiter. „Der Kauf-

mann, der mir den leeren Platz in seinem Reisewagen eingeräumt hatte, ist ein sehr rechtschaffener Mann und ein recht fröhlicher Gesellschafter. Er wußte immer etwas Erheiterndes zu sagen, und bemühte sich beständig, mich den traurigen Abschied vergessen zu machen. Bald erzählte er ein artiges Geschichtchen, bald gab er mir Räthsel auf, bald sang er ein munteres Liedchen. Jedes Dorf wußte er mit Namen zu nennen, und in den Städten zeigte er mir die Merkwürdigkeiten, wenn es darin deren einige gab. Etwa drei Meilen von hier mußte ich mich von ihm trennen; denn er mußte einen andern Weg einschlagen. Er wünschte mir nun Glück und Gottes Segen zu meinem Vorhaben, ermahnte mich zum Fleiße und zum Vertrauen auf Gott, sorgte noch dafür, daß mein kleiner Koffer, den er aufgepackt hatte, durch einen Fuhrmann an Ort und Stelle gebracht werde, schenkte mir ein Goldstück, drückte mir zum Abschied kräftig die Hand und fuhr in seiner Kutsche weiter.

Auch dieser Abschied war mir sehr schwer gefallen. Ich war ja nun von allen bekannten Menschen getrennt! Ich setzte indeß meine Reise zu Fuße fort. Gegen Abend wanderte ich durch den Wald, der dieses Schloß umgibt. Ich war von der Hitze des Tages und dem weiten Gehen, das ich nicht gewohnt bin, sehr ermüdet. Ich setzte mich daher, um ein wenig auszuruhen, auf einen Rasensitz, den

ich unter einem Buchbaume erblickte. Das alte Schloß, das von der Abendsonne vergoldet aus dem waldigen Berge hervorragte, gewährte hier einen unvergleichlich schönen malerischen Anblick. Ich nahm ein Blatt Papier aus meiner Brieftasche hervor, und fing an das Schloß abzuzeichnen.

Allein ich mußte die angefangene Zeichnung bald wieder weglegen. Der Untergang der Sonne, die Stille des einsamen Waldes und die herannahende Nacht erregten sehr wehmüthige Empfindungen in mir! Ein Gefühl von Verlassenheit wandelte mich an. „Ach, dachte ich, die Nacht bricht herein, und ich weiß noch nicht einmal, wo ich übernachten soll! Auf viele Meilen weit rings umher kenne ich keine Seele und komme nun zu lauter fremden Menschen. Mein liebevoller Pflegevater, von dem ich nun schon einige Tagreisen weit entfernt bin, ist bereits sehr alt und vielleicht sehe ich sein ehrwürdiges Angesicht in meinem Leben nicht mehr! Und meine guten Eltern habe ich kaum gekannt! Ich kann mir meinen Vater nur mehr als Leiche und meine Mutter in schwarzen Trauerkleidern und mit rothgeweinten Augen denken.“

Bei diesem Gedanken drangen mir die Thränen in die Augen. Ich nahm den goldenen Ring, den ich nebst dem Blatte mit den schönen Lehren, das mir der gute Pfarrer gegeben hatte, in meiner Brieftasche aufbewahrte, heraus. „Mein Gott, seufzte

ich, dieser Ring rührt noch von meinen Eltern her, und er ist das einzige Erbtheil, das ich armer Waise von ihnen habe! Die drei kleinen Buchstaben sind die Anfangsbuchstaben von dem theuren Namen meines Vaters oder meiner Mutter, und ich weiß nicht einmal, wie diese Namen heißen! Diesen Ring trug entweder mein Vater, dessen Hand längst im Grabe modert, oder meine Mutter, die vielleicht doch noch am Leben ist! Ja vielleicht lebte sie einst — vielleicht lebt sie noch in eben diesem Lande, das ich jetzt durchwandere.«

Mein Herz wurde von diesen Gedanken mächtig ergriffen! Ein Gefühl voll der schmerzlichsten Wehmuth und der seligsten Hoffnung bemächtigte sich meiner! Ich fiel auf die Knie nieder, ich rang die Hände, ich flehte mit Inbrunst zum Himmel: „O lieber Gott! Du allein weißt es, ob meine Mutter noch lebe! Du allein kannst, wenn sie noch lebt, mich sie wieder finden lassen! Ach vielleicht ließest Du diesen Ring nicht ohne weise Absicht in meine Hände kommen. Die Buchstaben darauf könnten mich unter deiner Leitung leicht zur Entdeckung meiner Mutter führen. O die liebe gute Mutter! Sie beweint — wenn sie je noch am Leben ist — mich als todt; sie glaubt, ich sey als ein zartes Knäblein in den Fluthen des Rheines ertrunken; o welche Freude würde sie haben, mich jetzt als einen Jüngling in ihre Arme zu schließen!

Welche Seligkeit wäre es für mich, ihr freundliches, mütterliches Angesicht zu erblicken, ihr zu danken für all das Gute, das sie an mir gethan hat, als ich ihre Liebe noch nicht zu schätzen wußte und ihr noch nicht dafür danken konnte. Wie unbeschreiblich glücklich würde ich mich schätzen, ihr meinen Dank jetzt zu bezeigen, und die Stütze ihres herannahenden Alters zu werden! O Du guter Gott, Du Vater der Wittwen und Waisen — wenn — wenn sie je noch lebt — o so führe — führe Du mich in ihre Arme! Höre mein kindliches Flehen, und laß mich sie wieder finden!«

Als ich so gebetet hatte, und mit meinen Augen voll Thränen durch die Aeste der Buche noch immer zum blauen Himmel aufblickte, hörte ich in dem nahen Gesträuch ein leises Knistern. Ich sah hin, erblickte das Lamm — und die goldenen Buchstaben auf dem purpurrothen Halsbande strahlten mir im Glanze der untergehenden Sonne hellschimmernd ins Auge. Eine wunderbare, unbeschreibliche Empfindung, ein schauerliches Entzücken bemächtigte sich meiner. Es war mir, als umleuchtete mich ein Licht vom Himmel, als hätte ein Lichtstrahl von oben die Buchstaben erhellt; sie schienen mir wie verklärt. Ich glaubte die Nähe Gottes zu fühlen, und es dünkte mich, die Blätter aller Bäume rings umher zitterten aus Ehrfurcht vor Ihm. Mir war es, als spreche etwas in meinem

Innersten: „Dein Gebet ist erhört!“ Und so war es auch. Mein Gefühl hatte mich nicht getäuscht. Gleich einem Engel des Himmels kam in ihrem weißen Kleide und im Schimmer der Abendsonne meine Schwester auf mich zu, und nannte mir das erste Mal den theuern Namen meiner Mutter. So, beste Mutter, hat Gott mich in Ihre Arme, und in deine Arme, liebste Schwester, wunderbar zurück geführt!“

„Ja, so ist es, meine liebsten Kinder,“ sagte die Mutter, indem sie ihre beiden Kinder in die Arme schloß. „Der gütige Gott, der liebevolle Vater im Himmel hat uns alle drei wieder zusammen gebracht. Er hat dich, liebster Karl, als einen zarten Knaben mir genommen und dich einem edlen Manne anvertraut, der dir aus der reinsten Menschenliebe eine Erziehung gab, die ich als Frau und als eine verlassene Wittwe dir unmöglich so gut geben konnte, und die dir keine Fürstin für Gold hätte besser verschaffen können. Er hat dich als einen blühenden Jüngling mir wieder zurück gegeben, und mir die Thränen des Schmerzens, die ich über deinen Verlust weinte, in Freudenthränen verwandelt. Er hat alles wohl gemacht und alle Seine Wege sind die lautere Weisheit und Liebe. O liebste Kinder! laßt uns Ihm danken und Seine heilige Vorsehung in Demuth und mit tiefer Ehrfurcht anbeten!“ Alle drei schwiegen mit tief ge-

rührtem Herzen lange still, und nur ihr Herz sprach mit Gott. Auch Rosalie und Christine saßen mit gefalteten Händen, mit thränenvollen Augen, und mit einem Herzen voll Rührung und Andacht stillschweigend da und athmeten kaum.

„Welche Freude," sagte Karl nach einiger Zeit, „wird der edle Greis, mein zweiter Vater, empfinden, wenn er diese wunderbare Fügung vernimmt! Diese Nacht noch muß ich ihm diese Freudennachricht schreiben." Es war bereits Mitternacht, bis Karl auf sein Zimmer kam. Allein es wäre ihm unmöglich gewesen, zu Bette zu gehen. Er setzte sich an den Schreibtisch, der in dem Zimmer stand, und schrieb an seinen theuern Pflegevater, den ehrwürdigen Pfarrer, so ausführlich, so begeistert, daß er noch bei der brennenden Wachskerze saß und schrieb, als die goldene Morgenröthe bereits zum Fenster herein strahlte und das Kerzenlicht, dessen Schimmer kaum mehr zu bemerken war, überflüssig machte.

Achtes Kapitel.

Karls Pflegevater.

Karl lebte auf seinem väterlichen Schlosse so vergnügt, als wäre er in den Himmel versetzt. Je

mehr er seine Mutter kennen lernte, desto mehr mußte er die vortreffliche Frau verehren. Eben so mußte er seine Schwester, die unermüdet fleißig, und dabei immer fröhlich und freundlich war, mit jedem Tage mehr schätzen. Seine Ankunft in Waldheim hatte indeß noch eine andere glückliche Folge für ihn, für seine Mutter und seine Schwester. Das Schloß, das vorhin das Eigenthum seiner Väter gewesen, war gegenwärtig nur mehr der Wittwensitz seiner Mutter; allein jetzt konnte er dieses Schloß wieder als sein väterliches Erbtheil zurück fordern, und die Bewohner unten in dem Dorfe und einigen benachbarten Weilern als seine künftigen Unterthanen ansehen. Seine Mutter führte ihn daher voll Freude überall im Schlosse herum, zeigte ihm die Umgebungen des Schlosses nebst den Gütern, die dazu gehörten, und redete mit ihm über seine künftige schöne Bestimmung, zum Glücke der Bewohner des kleinen Thales unten am Berge so vieles beitragen zu können.

Unter solchen Gesprächen saßen Frau von Waldheim, Karl und Emilie einmal am Nachmittage auf der alten eichenen Bank, die, nebst einem ähnlichen ländlichen Tische, auf einem schönen, mit reinlichem Kiese bestreuten Platze vor dem äußern Thore des Schloßhofes stand, und von zwei dichten Kastanienbäumen beschattet war. Da sahen sie einen ehrwürdigen Greis, mit schneeweißen Haaren und in

schwarzer Kleidung, auf sich zukommen, der einen ziemlich langen Reisestab in der Hand führte und einen dreifach aufgeschlagenen Hut unter dem Arme hielt. „Gott im Himmel! Mein Pflegevater!“ rief Karl, indem er aufsprang und mit weit offenen Armen auf ihn zu eilte. „Ist's möglich,“ rief er wiederholt, „Sie, Sie sind es, liebster, bester Herr Pfarrer! Wie kommen Sie hieher?“

„Lieber Karl! Theurer Pflegesohn!“ sprach der Pfarrer; „sobald ich deinen Brief erhalten hatte, war ich sogleich entschlossen, ungeachtet meines hohen Alters die weite Reise hieher zu machen. Ich hielt aus wichtigen Gründen meine Gegenwart dahier für nützlich, ja für nothwendig. Auch war es mein lebhaftester Wunsch, die Mutter und Schwester meines lieben Pflegesohnes kennen zu lernen, und die Freude, die Gott allen Dreien beschert hat, nicht nur in weiter Ferne, sondern an Ort und Stelle zu theilen.“ Karl fiel ihm um den Hals, und die Mutter und Emilie konnten nicht Worte genug finden, dem edlen Manne ihre Dankbarkeit auszudrücken.

Der ehrwürdige Greis, den das Ersteigen des Berges ermüdet hatte, setzte sich zu ihnen auf die Bank. Frau von Waldheim bot ihm Erfrischungen an. Allein dem edlen Manne war es jetzt gar nicht um Speis' und Trank. Er fing sogleich an mit eben so viel Einsicht als Rührung von den

wunderbaren Wegen der göttlichen Vorsehung zu reden; er sagte hierauf, was nun zu thun sey, damit der Landesfürst Karln als einen jungen Herrn von Waldheim anerkenne; auch sprach er noch sehr ausführlich davon, was Karl noch Alles zu lernen habe, um ein weiser und guter Vater seiner künftigen Unterthanen zu werden.

Indessen kamen Rosalie und ihre Tochter, wie gewöhnlich, auf Besuch. Frau von Waldheim stellte beide dem ehrwürdigen Pfarrer vor. „Sehen Sie, mein lieber Herr Pfarrer," sagte sie, „dieses da ist das gute Kind, das uns mit dem Lamme ein so segenreiches Geschenk gemacht hat, und hier ist ihre Mutter, die das Halsband mit den drei entscheidenden Buchstaben geziert hat." Der edle Pfarrer freute sich sehr, die gute Rosalie und ihre Tochter kennen zu lernen, und grüßte beide auf das freundlichste.

Frau von Waldheim trug nun Rosalien auf, den Thee, nebst Brod und Butter, Wein und Obst unter die Kastanienbäume herab zu bringen. Emilie und Christine aber schlichen sich fort, zierten das Lämmchen, das immer rein und weiß war wie Schnee, mit Kränzen von frischem grünem Laub und jungen, halbgeöffneten Rosen, legten ihm das goldgestickte Halsband an, und führten es dem Herrn Pfarrer vor. Der freundliche Greis betrachtete es mit Wohlgefallen, streichelte es und

sagte zu Frau von Waldheim und zu Emilien: „Sie haben mich mit den zwei werthen Personen, durch die Ihnen Gott ein so großes Glück bereitete, bekannt gemacht, und sogar das Lamm hier nicht vergessen, das, ohne etwas davon zu wissen, zu diesem Glücke so vieles beigetragen hat. Nun muß ich Sie aber auch noch den Mann kennen lehren, der nach Gott die vorzüglichste Ursache dieser erfreulichen Ereignisse war, und der das Größte that, was Menschen thun konnten, Ihrer aller Glück zu gründen. Ich meine jenen edelmüthigen Soldaten, der sich mit Gefahr seines eigenen Lebens muthig in den Rhein stürzte, und unsern lieben Karl hier, als ein zartes, unmündiges Knäblein, aus den reißenden Fluthen glücklich herausholte."

„Der gute Mann hatte, seit dem er jene edle That vollbracbte, sehr vieles auszustehen. Erlauben Sie, daß ich Ihnen das Wesentliche davon kurz erzähle. Er machte mehrere Feldzüge mit, hatte unsägliche Mühseligkeiten zu erdulden und wurde endlich schwer verwundet. Er und eine Menge anderer Verwundeter wurden auf Wagen geladen und weiter geführt. Nun traf sich's, daß der lange Zug von Wagen an dem Hause eines Wollfärbers vorbeikam, der außen vor dem Thore eines kleinen Städtchens nahe am Wasser wohnte. In diesem Hause war der brave Krieger ehemals einige Wochen im Quartier gelegen, und hatte dem Färber,

dessen Wohnung dem Uebermuthe der Soldaten am meisten ausgesetzt war, ganz ungemeine Dienste geleistet, und ihm Vermögen und Leben gerettet. Der Färber schaute eben jetzt aus dem Fenster, die Wagen vorüber ziehen zu sehen — und erblickte unter den Verwundeten seinen ehemaligen Beschützer, der sich auf dem Wagen mühsam aufrichtete und sehnlich zu den Fenstern heraufsah. Augenblicklich eilte der Färber hinab, grüßte ihn, und bat den Offizier, der den Zug begleitete, den armen todtschwachen Mann ihm zu überlassen. Der Feldarzt ward gerufen und dieser erklärte, der Mann werde ohnehin, wie schon hundert Andere, das Militärspital nicht mehr erreichen und zuverläßig unterwegs sterben. Man solle ihn also ohne weiters in das Haus des barmherzigen Mannes bringen, so würde der arme Leidende wenigstens für seine letzten Augenblicke noch einige Erleichterung finden."

„Der Färber nahm nun seinen ehemaligen Hausfreund und Wohlthäter voll des herzlichsten Mitleids in sein Haus auf. Die sorgfältigste Pflege und der Fleiß des geschickten Wundarztes im Orte retteten ihm, unter Gottes Beistand, wider alle Erwartung das Leben; nur blieb er noch lange Zeit so schwach, daß er nicht weiter reisen, auch keine etwas schwere Arbeit verrichten konnte. Der Färber, der ein reicher Mann war und ein sehr weitläufiges Gewerbe hatte, behielt ihn aber sehr gern

bei sich, und der dankbare Krieger, der eine schöne Handschrift hat, besorgte ihm seinen Briefwechsel und führte ihm sein Handlungsbuch mit dem größten Fleiße und mit der pünktlichsten Genauigkeit. Beide gewannen einander immer lieber, und lebten zusammen in wahrhaft brüderlicher Eintracht.«

»Allein nun änderte sich auf einmal die Sache. Der ehrliche Färber starb sehr unvermuthet. Der Tod hatte ihn zu schnell übereilt, sonst würde er seinen Freund sicher in seinem Testamente bedacht haben. Sein Vermögen fiel den Verwandten zu; die Färberei wurde verkauft; die hartherzigen Erben ließen den guten Mann mit leeren Händen abziehen. Er mußte sein Unterkommen weiter suchen. Er wollte jedoch zuvor zu seinem Regimente reisen, und, weil sein linker Arm etwas gelähmt blieb, um seinen Abschied bitten. Der Weg führte ihn nicht weit von meinem Pfarrdorfe vorbei. Da regte sich natürlich in seinem Herzen der Wunsch, zu erfahren, was aus dem Kinde geworden sey, das er einst aus dem Wasser gezogen hatte. Er kam an eben dem Tage, an dem Karl Morgens abgereist war, Abends in mein Haus. Ich hatte eine große Freude, den edelmüthigen Krieger wieder zu sehen, behielt ihn bei mir, und sann nach, ob ich ihm nicht irgendwo ein angemessenes Plätzchen verschaffen könnte.

Da kam Karls Brief mit der unerwarteten Freudennachricht. Ich hielt es für sehr zweckmäßig, den

braven Mann mit hieher zu nehmen. Denn fürs Erste, dachte ich, kann er bezeigen, daß er in jenem Jahre und an jenem Tage ein Knäblein von etwa vier Jahren aus dem Rheine zog, und es nebst einem Päcklein mit dessen Kleidern, in dem sich jener Ring befand, mir übergeben habe, was sehr dienlich seyn wird, zu erweisen, Karl sey wirklich der Sohn der gnädigen Frau von Waldheim, von dem man glaubte, er sey ertrunken. Fürs Zweite hoffte ich, Karl werde gegen den Retter seines Lebens gewiß nicht unerkenntlich seyn — zumal der brave Mann treu wie Gold, im Schreiben und Rechnen sehr gewandt, besonders aber ein trefflicher Forstmann ist, und dem künftigen Herrn von Waldheim in Verwaltung seiner Güter sehr nützliche Dienste leisten kann.«

„O, wo ist er denn? Wo ist er?« riefen Frau von Waldheim, Karl und Emilie fast mit Einer Stimme.

Der Pfarrer wandte sich um, winkte einem ordentlich gekleideten Manne, der bescheiden in einiger Entfernung stand, nahm ihn bei der Hand, stellte ihn der gnädigen Frau vor und sprach: „Hier ist er — der gute, ehrliche, vortreffliche Johann West!«

„Johann West!« rief Rosalie, die eben den Thee brachte und auf den Tisch stellte, ganz außer sich. „O Gott, er ist mein Mann!« Sie flog in seine Arme; sie begrüßte ihn zitternd und bebend vor Freudenschrecken.

Alle erstaunten über diese neue Fügung der göttlichen Vorsehung. Der Mann aber stand wie versteinert da. Es währte lange, bis er sich in dieses unverhoffte Glück finden konnte und endlich in Freudenthränen ausbrach. Die hocherfreute Rosalie rief nun ihrer Tochter zu: „O Christine, er ist dein Vater! O grüße ihn doch auch!“ Christine, die mit gefalteten Händen unbeweglich da gestanden, näherte sich ihm schüchtern, und er schloß sie unter heißen Thränen in seine Vaterarme. Alle drei hatten eine Freude, wie vor einigen Tagen Frau von Waldheim, Karl und Emilie sie gehabt hatten.

Nachdem sie sich von der ersten, ungestümen Freude erholt hatten, trat Karl herbei und umarmte den Retter seines Lebens mit unaussprechlicher Rührung. Die Frau von Waldheim und Emilie aber boten ihm freundlich die Hand, und überhäuften ihn mit Danksagungen und Lobeserhebungen. „Lieber West,“ sagte Frau von Waldheim, „Ihr, Eure Frau und Eure Tochter sollen von diesem Augenblicke an in dieses Schloß aufgenommen seyn, und nie mehr von uns getrennt werden; und wenn wir, wie ich hoffe, unsere Güter wieder zurück bekommen, so sollet Ihr eine solche Anstellung erhalten, mit der Ihr gewiß zufrieden seyn werdet.“

Neuntes Kapitel.

Allgemeine Freude im Dorfe.

Die Frau von Waldheim hatte es nicht sogleich bekannt werden lassen, daß der fremde Jüngling, der sich auf ihrem Schlosse befand, ihr Sohn sey; sie wollte sich ihres Glückes einige Tage im Stillen ungestört freuen. Allein der Kutscher, der den alten Herrn und dessen Reisegefährten hergeführt und seine Pferde unten im Wirthshause des Dorfes eingestellt hatte, plauderte Alles aus. Als er Abends die Kutsche wusch und die Pferde tränkte, kamen mehrere Leute aus dem Dorfe, die eben Feierabend gemacht hatten, herbei und fragten, wem die Kutsche gehöre? Denn eine fremde Kutsche war etwas Seltenes im Dorfe. Der Kutscher sagte: „Ich habe den Herrn Pfarrer hieher gefahren, der euren jungen gnädigen Herrn erzogen hat.“ „Ei was,“ riefen die Leute, „der junge Herr ist ja als ein Kind ertrunken!“ „Nein,“ sprach der Kutscher, „er lebt noch, er ist droben auf dem Schlosse. Er wurde von dem Manne, der bei dem Herrn Pfarrer in der Kutsche saß, aus dem Wasser gezogen; sonst wäre er freilich ertrunken. Ich bin des Herrn Pfarrers sein Knecht, und habe euren jungen Herrn, als er noch klein war, viel hundert Mal auf dem alten Schimmel, den ihr da stehen sehet, mit auf

den Acker oder auf die Wiese reiten lassen. Der Karl ist aber auch ein recht braver, lieber, junger Herr, und er hat auf mich, seinen alten Hans, immer recht viel gehalten! Ihr werdet Freude an ihm haben, und er wird euch zum Segen seyn.«

Die Nachricht, der Baron Karl, der droben auf dem Schlosse geboren und in der Pfarrkirche zu Waldheim getauft worden, und den man schon so lange für todt gehalten, sey wieder gefunden, verbreitete sich sogleich durch das ganze Dorf. »Was?« sagten die Leute zu einander, »das junge Herrlein, das wir unzählige Mal' als ein liebliches Kind auf den Armen der gnädigen Frau gesehen haben, sollte noch am Leben seyn? Das können wir kaum glauben. Wir müssen uns mit unsern eigenen Augen davon überzeugen! Wir wollen ihn sehen.« Alles im Dorfe, Jung und Alt, lief voll Freuden dem Schlosse zu. Da die Leute aber die Herrschaft auf der Bank unter den Kastanienbäumen erblickten, blieben sie in einiger Entfernung stehen. Es sammelte sich ein dichtgedrängter Kreis von Vätern, Müttern und Kindern, ohne daß die Herrschaft und die übrige Gesellschaft in ihrer großen Freude es sogleich in Acht nahmen.

Die Frau von Waldheim bemerkte es zuerst und fragte: »Was wollen denn die vielen Leute?« Die Köchin, die zum zweiten Male heißes Wasser zum Thee brachte, weil die Gesellschaft das erstere un-

benützt hatte kalt werden lassen, sagte: „Die Leute möchten gern den jungen gnädigen Herrn sehen; sie haben es den Augenblick erst erfahren, daß er da sey.“

Der würdige Pfarrer sprach: „Das ist schön! Das gefällt mir von den Leuten! Erlauben Sie, gnädige Frau, daß ich den wackern Leuten meinen Pflegesohn als ihren künftigen Gutsherrn vorstelle, und ihnen einige Worte an das Herz rede.“ Der edle Greis nahm gerührt sein schwarzes Sammetkäppchen von seinem ehrwürdigen schneeweißen Haupte, stand auf, trat etwas vorwärts, blickte mit Thränen im Auge zum Himmel und fing dann ganz begeistert an zu reden:

„Ihr Eltern und Kinder, Ihr Väter und Mütter, Söhne und Töchter, tretet näher, und sehet und höret, was Gott Eurer gnädigen Herrschaft und auch Euch für eine große Freude bereitet hat!“

„Gott, ohne dessen Wissen kein Sperling vom Dache fällt, und der die Haare unsers Hauptes gezählt hat, ist wunderbar in seinen Wegen und weiß Alles weislich zu fügen. Er, der Gott der Wittwen und Waisen, der Vater aller Leidenden und Bedrängten, lebt noch, und nimmt sich ihrer stets, und oft so wunderbar an, daß wir es deutlich mit Augen sehen und gleichsam mit Händen greifen können. Nicht das geringste Gute läßt Er, der reiche Vergelter, unbelohnt, und belohnt es oft schon hier auf Erden auf eine herrliche, göttlichschöne Weise.“

Der würdige Pfarrer erzählte nun die vorzüglichsten Begebenheiten aus Karls Geschichte, die seinen Zuhörern noch unbekannt war, und fuhr dann weiter fort:

„Seht, so herrlich belohnte Gott Eure edle gnädige Frau für ihre menschenfreundliche Güte, mit der sie sich der armen, kranken Rosalie, die sich für eine Wittwe hielt und ihren Mann als todt beweinte, angenommen hat! So schön vergalt Er ihr, dieser wahrhaft gnädigen Frau, die Barmherzigkeit, die sie Rosaliens Tochter, der armen Christine, erwiesen hat! Gott gewährte ihr die größte Freude, die ihr in ihrem eigenen Wittwenstande zu Theil werden konnte, und ließ sie ihren eigenen geliebten Sohn wieder finden!“

„Reichlich segnete Gott Fräulein Emilien hier für ihr Mitleid gegen ein armes Mädchen und für ihre freundliche Güte, die nichts von Stolz weiß. Sie begegnete der armen Christine so freundlich und liebreich, als wäre Christine ihre eigene Schwester — und Gott machte dem guten Fräulein dafür die unerwartete Freude, ihren eigenen lieben Bruder wieder zu finden.“

„Herrlich belohnte Gott die arme Rosalie, daß sie die Leiden ihrer Krankheit und ihre Armuth so geduldig ertrug, ihre Tochter so gut erzog, sie zur Redlichkeit, zur Dankbarkeit, zum Fleiße, zur Reinlichkeit und jeder anderen Tugend anhielt. Diese gute Erziehung brachte der guten Mutter jetzt schon

die erfreulichsten Früchte und verwandelte ihre Leiden in Freuden!«

„Schön vergalt Gott der guten Christine ihr Mitleid gegen ein verlornes Lamm, ihren Gehorsam gegen ihre Mutter, die Redlichkeit, mit der sie das Lamm dem Eigenthümer zurück gab, die Dankbarkeit, mit der sie es dem Fräulein hier zum Geschenke machte. Diese liebenswürdigen Eigenschaften gewannen ihr die Zuneigung Eurer gnädigen Frau und Fräulein Emiliens, waren die Veranlassung, daß sie ihren Vater wieder fand und werden sie auch fernerhin glücklicher machen, als der reichste Brautschatz sie machen könnte.«

„Wie wunderbar führte Gott Euren jungen gnädigen Herrn in die Arme der geliebten Mutter, die ihn längst für todt hielt, zurück, um ihn für seinen Fleiß, seinen Gehorsam, sein gutes Betragen von der zartesten Kindheit an, zu segnen, sein kindliches Gefühl gegen seine Mutter, die er nicht kannte, zu belohnen! Gott hat das herzliche, innige Gebet des bekümmerten Jünglings dort in dem Walde gnädig erhört!«

„Recht augenscheinlich belohnte Er die edle Handlung des wackern Kriegers hier! Ach, der gute Mann sprang voll herzlichen Erbarmens in das Wasser, um mit Gefahr seines eigenen Lebens dem Kinde einer trauernden Wittwe das Leben zu retten! Dafür erbarmte sich Gott auch über desselben Weib und Kind

rettete sie aus Noth und Mangel, erweckte edle Herzen, die sich ihrer gütig annahmen, und ließ ihn Mutter und Kind, von denen er ungeachtet aller seiner Nachforschungen nichts mehr erfragen konnte, wieder finden! Vater, Mutter und Kind sehen nun nach vielen überstandenen Leiden ruhigern und glücklichern Tagen entgegen.«

„Und dieses alles führte Gott durch dieses Lamm hier aus, das als ein liebliches Bild der Unschuld, weiß wie Lilien und mit jungen Rosen geschmückt, in Eurer Mitte steht. Er, der liebe Gott, ließ es verloren gehen; Er leitete Christinens Tritte, daß sie es fand; Er bewegte das Herz des ehrlichen Landmanns, es ihr zu überlassen; Er gab Christinen und ihrer Mutter in den Sinn, es Emilien zu schenken; Er führte das Lamm gleichsam an der Hand dem reisenden Jünglinge zu, um ihn in die Arme der geliebten Mutter zu führen. Er setzt ihn durch ein Lamm wieder in seine Güter ein, und bereitet dadurch auch Euch ein großes Glück. Denn ich kann Euch versichern, Karl ist ein edler, hoffnungsvoller Jüngling. Er fürchtet Gott und liebt die Menschen. Er wird Euch und Euren Kindern ein guter milder Herr seyn.«

„Und sollte nun Gott, der den Lebenslauf eines Lammes so sicher leitet, den Eurigen außer Acht lassen können? O mit unendlich mehr Liebe und Mitleid, als Christine das Lamm hier aufnahm, trägt Er Euch alle am Herzen.«

„Meine geliebten Freunde! Wie könnte ein Diener des Evangeliums ein Lamm sehen, ohne daß ihm Derjenige zu Sinne käme, der gleich einem schuldlosen Lamme zum Besten seiner lieben Menschen verblutete und der sich selbst öfter einem guten Hirten verglich! Ja, Er, dessen Diener ich bin, dessen Evangelium ich verkünde, ist der ewig treue, liebevolle Hirt unser Aller. Er kennt alle Seine Schafe, Er nennt sie mit Namen, Er ruft sie mit sanfter Stimme, Er lenkt sie mit Seinem milden Hirtenstabe, Er beschützt sie vor Gefahren, Er weidet sie. Er sucht die verlornen auf, Er möchte jedes gleichsam auf Seinen Schultern in den Himmel tragen. Vertrauet Ihm daher vom ganzen Herzen!«

„Laßt uns aber auch Seine Stimme hören und Ihm folgen, und Gutes thun, so viel wir können. Denn seht, Gott bedient sich unserer guten Handlungen, uns und Anderen große Freude, Segen und Heil zu bereiten. Hätte zum Beispiele Eure gnädige Frau gegen die arme, kranke Rosalie sich nicht so wohlthätig erzeigt; wäre Emilie gegen die arme Christine nicht so freundlich gewesen, ja hätte sie ihr auch nur das kleine Halstuch mit den Anfangsbuchstaben ihres Namens nicht geschenkt; hätte Christine etwa aus Eigennutz Emilien das Lamm nicht schenken mögen; oder hätte Christinens Mutter nicht aus herzlicher Dankbarkeit das schöne Halsbändchen gemacht und mit eben den Buchstaben geziert; hätte Karl nicht

eine so kindliche Liebe zu seiner Mutter gehabt, sich nicht so nach ihr gesehnt, dort im Walde nicht so innig gebetet: so wäre Alles nicht so gegangen, und der heutige Tag wäre nicht für uns alle ein so großer Freudentag geworden. So bringt alles, auch das kleinste Gute, das wir thun, reichen Segen über uns und Andere. Edle Handlungen sind Perlen, die Gottes heilige Vorsicht nicht verloren gehen läßt, sondern sie gleichsam an eine Schnur reihet; gute Thaten gleichen goldenen Ringen, aus denen Gott eine goldene Kette herrlicher und erfreulicher Begebenheiten zusammen fügt.«

»Ihr aber, meine lieben Kinder,« beschloß der Pfarrer seine Anrede, indem er sich zu den Kindern wandte, „ihr Größern, die ihr mir so aufmerksam zugehört habt, und ihr Kleinern, die ihr nur nach dem niedlichen weißen Lämmchen hinblickt, das so schön mit Rosen geschmückt in eurer Mitte steht — o euch alle wolle Gott segnen! Ja, Gott gebe, daß ihr alle so unschuldig bleibet, wie ein Lamm, und so sanft und geduldig, wie ein Lamm, wenn ihr, wie manches arme Lämmchen, unter rauhe Hände fallen solltet. Jesus Christus, der gute Hirt, dessen Schäflein auch ihr seyd, Der auch für euch Sein Leben gegeben hat, wolle euch in Seinen Armen und an Seinem Herzen tragen; Er wolle euch in Seinen mächtigen Schutz nehmen, wenn die Verführung eurer Unschuld droht, wie ein grimmiger Wolf einem sanf-

ten schuldlosen Lamme. Er wolle euch ewig nicht seinen Händen entreißen lassen.“

So redete der Pfarrer; sein Angesicht war von den Strahlen der untergehenden Sonne beleuchtet, und sein ehrwürdiges weißes Haar glänzte in dem hellen Abendschimmer. Er stand da, mit seinen zum Himmel gerichteten Blicken voll Thränen, wie verklärt — und Alle, die ihn hörten, hatten Thränen in den Augen und neues Vertrauen auf den lieben, guten, treuen Gott, der Alles wohl macht, kam in ihr Herz, und erquickte es sanft, wie der Thau, der bereits die Blumen im Thale erfrischte. Die guten Landleute gingen alle gerührt und voll guter Vorsätze nach Hause. „Das ist schön gewesen!“ sagten sie auf dem Heimwege zu einander, „und eine solche allgemeine Freude ist wohl, seit das Dorf steht, noch nicht erlebt worden.“

Zehntes Kapitel.

Ein Kinderfest.

Die Frau von Waldheim reiste nun mit Karl in die Residenz, stellte diesen ihren wieder gefundenen Sohn dem Fürsten vor, und bat um die Wiedereinsetzung in ihre Güter. Der ehrwürdige Pfarrer und der wackere West waren auch mit gekommen, um

durch ihr vereintes Zeugniß zu beweisen, Karl sey wirklich ein junger Herr von Waldheim. Der Fürst hörte sie sehr gnädig an, fand die vorgebrachten Beweise vollkommen hinreichend und befahl, die Güter unverzüglich ausfolgen zu lassen; er verordnete jedoch, daß die Frau von Waldheim, so lange bis Karl das gesetzliche Alter erreicht haben würde, die Verwaltung der Güter übernehmen solle.

Voll Freude kam Frau von Waldheim mit ihrer Reisegesellschaft zurück auf ihr Schloß. Der würdige Pfarrer reiste nach einem Paar Tagen unter den dankbaren Thränen der Frau von Waldheim, Karls und Emiliens ab, um sich wieder zu seiner geliebten Pfarrgemeinde zu begeben. Karl bezog, reichlich ausgestattet und unter glänzendern Umständen als vorhin, die hohe Schule. Den trefflichen West aber ernannte die Frau von Waldheim als Vormünderin, zum Rentmeister, und übergab ihm, als einem sehr geschickten Forstmanne, zugleich die Oberaufsicht über die Waldungen, die zu dem Gute gehörten und sehr ansehnlich waren.

Nachdem Karl seine Studien rühmlichst vollendet, dann zu seiner weitern Belehrung und Bildung eine große Reise gemacht, und nunmehr seine Herrschaft übernommen hatte, saß er eines Abends mit seiner Mutter und mit Emilien, die nun eine erwachsene schönblühende Jungfrau war, auf der eichenen Bank nächst dem Schloßthore. Es wurden eben die Schafe

eingetrieben. Frau von Waldheim hatte sehr viele angeschafft. Auch jenes Lamm hatte sich zu einer kleinen Heerde vermehrt, die aber von Emilie als ihr besonderes Eigenthum betrachtet wurde. Karl und Emilie unterhielten sich damit, die Schafe und Lämmer zu zählen. „Nun Kinder," fing die Frau von Waldheim an, als die Heerde vorbei getrieben war, „können wir den Gedanken ausführen, mit dem ich Euch schon längst bekannt gemacht habe. Die Heerde ist jetzt zahlreich genug. Morgen ist es abermals ein Jahr, daß Gott mir, Eurer Mutter, und Euch, meine lieben Kinder, durch jenes Lamm eine so unbeschreibliche Freude gemacht hat, an der alle Eltern und Kinder unserer kleinen Gutsherrschaft den herzlichsten Antheil genommen haben. Der morgige Tag soll daher ein allgemeines Kinderfest werden für das ganze Dorf und alle dazu gehörige Orte. Ja, auch die Eltern sollen nicht leer ausgehen." Frau von Waldheim ging nun mit Karl und Emilien in den Schloßhof, suchte eine Anzahl der schönsten Schafe heraus und befahl dem Schäfer, sie besonders einzuschließen. Am folgenden Morgen gebot sie den Mägden im Schlosse, die Schafe reinlich zu waschen, und die Mägde wetteiferten, es recht schön zu machen. Die Schafe wurden fast so weiß wie Schnee, und Emilie und Christine schmückten sie überdies noch mit rosenfarbenen Bändern.

Frau von Waldheim ließ nun alle Kinder des

Dorfes und des umliegenden Thales, die bereits in die Schule gingen, einladen, Nachmittags um zwei Uhr auf das Schloß zu kommen. Die Kinder, Knaben und Mägdlein, kamen mit tausend Freuden, und waren wohl schon eine Stunde früher in ihrem schönsten Aufputze vor dem Schloßthore versammelt. Zur bestimmten Zeit wurden sie in den Schloßhof gerufen. Und sieh! da stand zu ihrem Erstaunen eine lange Tafel, fast so lang, als der Schloßhof, und auf der Tafel erblickten sie, zu ihrer nicht geringen Freude, große schöne Kuchen, blinkende Schüsseln aufgehäuft voll mit allerlei Backwerk, und zierliche Körbchen voll rother und schwarzer Kirschen, und gelber und blauer Pflaumen. Auch standen einige große gläserne Flaschen mit dunkelrothem Methe dazwischen. Die Kinder mußten nun auf den langen Bänken zu beiden Seiten des Tisches, und zwar auf einer Seite die Knaben und auf der andern die Mädchen, Platz nehmen, und es wurde ihnen von Allem reichlich vorgelegt. Da sah man nun lauter fröhliche Gesichter. Die Kinder ließen es sich recht wohl schmecken, und vergaßen auch nicht von dem süßen Methe auf die Gesundheit der gnädigen Frau, Karls und Emiliens zu trinken.

Nachdem alle satt waren, ertönten auf einmal fröhliche Schallmeien. Die Söhne des Schäfers zogen mit dieser ihrer ländlichen Musik in den Schloßhof; die reinliche, schön geschmückte Schafheerde

folgte ihnen, und der alte Schäfer, mit seinem großen, zotigen Schafhunde, machte den Beschluß. Die Kinder hatten an den schönen Schafen große Freude, und bald rief dieses, bald jenes: „O wie schön! So schöne blüthenweise Schafe, die mit so schönen rothen Bändern geziert sind, haben wir noch nie gesehen.“ Aber wie groß war erst die Freude der Kinder, als sie hörten, die Schafe sollen unter sie vertheilt werden, und die Kinder jedes Hauses sollen zusammen ein Schaf bekommen! Die Frau von Waldheim wollte die Schafe durch das Loos vertheilen lassen, um die Vertheilung unterhaltender zu machen und jeden Schein von Partheilichkeit zu vermeiden. Jedes Schaf hatte an dem rothen Bande, womit sein Hals umgeben war, ein Blatt mit einer Nummer hängen. In einem großen irdenen Topfe, den die Kinder einen Glückshafen nannten, befanden sich auf zusammen gerollten Blättchen eben die Nummern, wie an den Schafen. Nun mußte ein Kind nach dem andern eine Nummer ziehen, und sobald es gezogen hatte, erschallten die Schallmeien und spielten so lange fort, bis das Schaf mit eben derselben Nummer aus der Heerde herausgefunden war. Die Begierde der Kinder bei dem Ziehen, die Erwartung, welches Schaf dem ziehenden Kinde zu Theil werden würde, die Freude des Kindes, wenn ihm das Schaf übergeben wurde, lassen sich gar nicht beschreiben. Der ganze Schloßhof war voll Jubel.

Nachdem die Schafe alle vertheilt waren, zogen die Kinder damit hinab in das Dorf. Die Schäfersſöhne mit ihren helltönenden Schallmeien gingen voran, die Schafe von den Kindern begleitet folgten, und der alte Schäfer mit seinem Schafhunde beschloß den Zug. Gleichsam im Triumphe zogen sie in dem Dorfe ein. Als die Leute die Schallmeien und das Jubeln der Kinder hörten, und die schöngeschmückten Schafe erblickten, wunderten sie sich sehr, was doch dieses alles zu bedeuten habe. Allein da sie vernahmen, daß die gnädige Herrschaft die Kinder so gütig beschenkt habe, da hätte ihre Freude kaum größer seyn können. Viele Eltern vergossen über die mildthätigen Gesinnungen ihrer gnädigen Herrschaft Freudenthränen.

In jene Häuser, wo sich kein Schulkind befand, schickte Frau von Waldheim dennoch ein Schaf hin; den wackern Bauersleuten aber, die einst die arme Rosalie so liebreich in ihr Nebenhäuschen aufgenommen hatten, schenkte sie zehn Schafe. Auch den ehrlichen Bauern und die gute Bäuerin auf dem Eichhofe, die einst der kleinen Christine jenes Lamm geschenkt und sie so freundlich zum Nachtessen eingeladen hatten, vergaß sie nicht. Da diese Leute sehr reich waren, und noch immer Schafe genug hatten, so ließ sie auf den folgenden Sonntag beide zum Mittagsessen einladen, und der Bauer versicherte öfter, diese Ehre schätze er viel höher,

als wenn die gnädige Frau ihm hundert Schafe geschenkt hätte.

Am andern Morgen kamen alle Hausväter aus dem Dorfe in ihren Sonntagskleidern auf das Schloß, der gnädigen Herrschaft für die erzeigte Wohlthat zu danken. Nun nahm Karl das Wort und sagte: „Liebe Männer! Ihr wißt, als ein armer Jüngling, der beinahe nichts hatte, als seinen Stab, wanderte ich einst durch diese Gegend. Durch ein Lamm half mir Gott wieder zu meinem väterlichen Erbtheile, und machte mich so glücklich, der Gutsherr von Euch lieben Leuten zu werden. Meine Mutter, meine Schwester, und ich wünschten, daß die Wohlthat, die Gott uns durch ein Lamm erwies, auch noch für unsere und Eure Nachkommen unvergeßlich bleiben, und ihnen noch zum Segen werden möchte. Hört deßhalb, was wir beschlossen haben!“

„Das Recht der Schafweide in unserm Dorfe hier gehörte bisher Ausschließungsweise der Herrschaft zu. Dieses Recht sollt Ihr von dem heutigen Tage an nun alle genießen. Deßwegen gab meine Mutter Euren Kindern zu einem kleinen Anfange die Schafe. Gott wolle sie Euch segnen!“

„Ich hoffe, Euer Ackerbau soll durch die Schafzucht sehr verbessert werden, nach dem alten Sprichworte: Die Fußtritte der Schafe verwandeln sich in Gold. Aber auch den Aermern, die keinen Acker

haben, wird wenigstens Wolle und Milch sehr gut kommen.«

„Ich werde die Anstalt treffen, daß die Wolle, die wir gewinnen, sogleich in unserm Dorfe verarbeitet werde, und ich hoffe, es soll noch der Tag kommen, daß die Kleider aller Bewohner meiner Herrschaft von selbst gewonnener Wolle verfertigt seyn werden. Gott gebe seinen Segen dazu!«

Karls Wunsch ging auch vollkommen in Erfüllung. Die arme Rosalie, nunmehr Frau Rentmeisterin, und ihre Tochter Christine gaben Unterricht im Wollspinnen und Stricken. Ein Tuchmacher, ein Hutmacher und ein Strumpfwirker zogen auf Karls Veranstaltung in das Dorf. Es wurden sehr schöne Tücher und auch sehr gute Hüte und Strümpfe verfertigt. Karl bemerkte oft mit Rührung, wie Groß und Klein im Dorfe vom Haupte bis zu den Füßen mit selbst gewonnener und verfertigter Kleidung versehen waren, und wie alle Getreidfelder des ganzen Thales in einen blühenderen Zustand kamen und reichlichere Früchte trugen.

Emilie verlegte sich noch besonders auf das Sticken mit gefärbter Wolle. Sie hatte von ihrer kleinen Heerde einen Vorrath an Wolle gesammelt, die von sehr feiner Art war. Der Rentmeister West legte ganz unerwartet ein neues Talent an den Tag. Er hatte von jenem Färber, bei dem er einige Zeit gelebt hatte, gelernt, der Wolle alle

Farben, und jeder Farbe alle mögliche Abstufungen zu geben, von dem hellsten Lichte bis zum dunkelsten Schatten. Emilie war daher in den Stand gesetzt, ganz vorzüglich schöne Stickereien zu verfertigen. Karl machte dazu die Zeichnungen und Christine leistete ihr dabei treffliche Hülfe. Sie stickten bunte Blumenkränze und niedliche Körbchen voll Blumen von allen Farben, große Rosensträuche, die mit halb und ganz aufgeblühten Rosen und reichlichem grünem Laube prangten, ja ganze Landschaften, in denen Baumschläge, Felsen, Wasserfälle und dergleichen zu sehen waren, und die mit Gewinden von Reblaube und gelbgrünen und purpurblauen Trauben dazwischen oder mit andern schönen Verzierungen eingefaßt waren. Emilie richtete so nach und nach ein ganzes Zimmer im Schlosse sehr schön ein. Der Teppich auf dem Tische, die Ueberzüge der Sessel und des Kanapees und auch der Fußteppich waren auf diese Art gestickt, und wer hineintrat, erstaunte über die Pracht der lebhaften Farben, die Richtigkeit der Zeichnung, und die kunstreiche Schattirung.

Da alle die schöngefärbte Wolle, die dazu verwendet worden, ursprünglich von jenem einzigen Lamme herkam, so machte Karl, nunmehr Herr von Waldheim, eine sehr schöne, große Zeichnung, in der er den ihm unvergeßlichen Augenblick abbildete, in dem er Mutter und Schwester vermit=

telst des Lammes wieder gefunden. Ganz im Vordergrunde auf der Felsenbank unter den Eichen zeichnete er seine Mutter, nebst ihrer Gesellschafterin Rosalie. Weiterhin in dem Walde erblickte man Emilie und Christine und ihn selbst, und in ihrer Mitte befand sich das Lamm. Er hielt in einer Hand den Ring und deutete mit dem Zeigefinger der andern Hand auf die goldenen Buchstaben, die auf dem rothen Halsbande des Lämmchens deutlich zu sehen waren. Emilie aber zeigte mit ausgestrecktem Arme nach der Gegend hin, wo ihre Mutter saß, als wollte sie sagen: „Dort ist sie!“ Karl malte die Zeichnung mit sehr lebhaften Farben vortrefflich aus, und die sehr kenntlichen Personen auf dem Bilde, die nebst dem Lamme von der untergehenden Sonne kräftig beleuchtet waren, machten zwischen den dunkeln Schatten des Waldes eine unvergleichliche Wirkung. Er hängte das Gemälde, in einen goldenen Rahmen gefaßt, in dem Zimmer auf, nachdem er zuvor mit goldenen Buchstaben die drei Worte darunter geschrieben hatte:

„Unter Gottes Leitung!“

Das hölzerne Kreuz.

Erstes Kapitel.

Das Münster.

Die Frau von Linden, eine reiche adelige Wittwe, lebte seit dem Tode ihres Gemahls auf ihrem Schlosse in ländlicher Stille, und ward wegen ihres Verstandes, ihrer ungeheuchelten Frömmigkeit und ihrer Wohlthätigkeit gegen die Armen von der ganzen Nachbarschaft allgemein verehrt und geliebt.

Einst mußte sie wegen wichtiger Angelegenheiten sich in die Hauptstadt begeben und brachte dort gegen drei Wochen sehr beschäftigt zu. Am Tage vor ihrer Rückreise wollte sie gegen Abend noch einen Spazirgang um die Stadt machen. Es war Sonntag und nach langem Regen ein unvergleichlich schöner Frühlingstag. Die Einwohner der Stadt strömten, festlich gekleidet und frohen Sinnes, den Thoren zu, den herrlichen Abend im Freien zu genießen. Frau von Linden war bereits auf dem Wege zum Thore, und wollte zu ihrer Begleitung nur noch eine Freundin abholen. Da kam

es ihr auf einmal in den Sinn, die Hauptkirche der Stadt, das Münster, an dem sie eben vorbeiging, noch einmal zu besehen. Zu dieser Stunde, dachte sie, würde sie dieses Wunder alter Baukunst am bequemsten betrachten können, ohne Jemand in seiner Andacht zu stören, oder von Jemand in ihren Betrachtungen gestört zu werden.

Mit frommer Ehrfurcht trat sie durch die Hauptpforte in den ehrwürdigen Tempel. Das hohe erhabene Gewölbe, die langen Reihen prächtiger Säulen, die Farbenpracht der bemalten Fenster, der Hochaltar in der tiefen Entfernung des Chors, die Dämmerung und Stille an diesem gottgeweihten Orte, das Majestätvolle des ganzen Baues erfüllte sie mit Bewunderung, und in ihrem Herzen regten sich die Gefühle der Anbetung und leise Ahnungen von der Nähe des Unendlichen. Sie kniete sogleich in dem nächsten Stuhle nieder, und blieb da einige Zeit in sich versunken und still anbetend knien.

Hierauf ging sie in dem Hauptgange des Tempels langsam vorwärts, stand öfter betrachtend still, und sprach endlich bei sich selbst: „Welch ein Denkmal von dem tiefen Gefühle der Ehrfurcht und Anbetung, das die Vorwelt gegen Gott hatte, ist dieser Bau! Wie mächtig und stark muß dieses Gefühl seyn, wie tief in dem menschlichen Herzen gegründet, daß es etwas so Großes und Herrliches zu Stande bringen konnte! Wie viele Menschen

mußten sich vereinigen, welche Anstrengung, welcher Aufwand, welche Ausdauer wurde erfordert, bis — wie die Geschichte sagt, erst nach einem Jahrhundert — dieser Tempel endlich da stand, und die Menschen hier ihren Schöpfer gemeinschaftlich anbeten konnten!«

Sie besah hierauf die einzelnen Merkwürdigkeiten, besuchte die Nebenaltäre und Seitenkapellen des großen, herrlichen Tempels, und betrachtete die alten, vortrefflichen Gemälde voll Kraft und Ausdruck, auf denen die Botschaft des Engels, und die heilige Jungfrau; die Geburt des Herrn, sein Leben und Tod, seine Auferstehung und Himmelfahrt; die hohen Apostel und heiligen Märtyrer, und viele heilige Frauen und Jungfrauen mit den lebhaftesten Farben den Augen gleichsam als gegenwärtig dargestellt wurden. Die vornehmsten Begebenheiten aus der Geschichte Jesu, der Apostel, der ersten Kirche gingen so vor ihren Blicken vorüber, und weckten in ihrem Herzen heilige Empfindungen und edle Entschließungen.

Vor jedem der marmornen Grabmahle blieb sie stehen, und las die Inschriften, die in uralten, ihr ungewohnten Buchstaben Nachricht gaben von denkwürdigen Männern und tugendhaften Frauen, die vor Jahrhunderten gelebt hatten. Nirgends erblickte sie einen Menschen, beständiges Schweigen herrschte unter den hohen Gewölben. Sie vernahm nichts

als ihren Fußtritt, und nur, wie aus weiter Ferne her, tönte das Getümmel draußen auf den Straßen.

Die Schauder der Vergänglichkeit bebten durch ihre Seele, da sie so, als die einzige Lebende, über dem Staube verstorbener Menschengeschlechter und unter Todesdenkmahlen wandelte. Sie dachte mit Wehmuth daran, wie Alles auf Erden so gar eitel und vergänglich sey; sie erinnerte sich an ihre verstorbenen Eltern, Freunde und Verwandte; der Gedanke an ihren eigenen bevorstehenden Tod machte sie bekümmert und traurig. Allein die tröstlichen Sprüche auf den Grabsteinen brachten wieder Trost in ihre trauernde Seele und erfüllten sie mit froher Hoffnung der Unsterblichkeit. Mit frommer Rührung las sie auf einem Grabmahle die Worte Jesu: „Ich bin die Auferstehung und das Leben. Wer an mich glaubt, der wird leben, wenn er schon gestorben wäre. Und ein jeder, der da lebt und an mich glaubt, wird in Ewigkeit nicht sterben.“ Eben so ging ihr der Ausspruch Jesu auf einem anderen Grabsteine sehr zu Herzen: „Es kommt die Stunde, da Alle, die in den Gräbern sind, die Stimme des Sohnes Gottes hören werden. Die da Gutes gethan haben, werden hervorgehen zur Auferstehung des Lebens, die aber Böses gethan haben, zur Auferstehung des Gerichts.“

Ganz besonders rührte sie noch das Grabmahl einer frommen Frau, die in dieser Welt Vieles ge-

litten und viel Gutes gethan hatte. Es standen da die Worte der heiligen Schrift mit goldenen Buchstaben geschrieben: „Selig sind die Todten, die im Herrn starben. Denn der Geist spricht: Sie ruhen jetzt von ihren Mühseligkeiten aus, und ihre Werke folgen ihnen nach.“

Frau von Linden nahm sich vor, so lange sie noch auf Erden wandeln würde, die Mühseligkeiten des Lebens geduldig zu übertragen, und so viel nur immer in ihren Kräften stand, Gutes zu thun.

Zweites Kapitel.

Das betende Kind.

Als Frau von Linden abermals in eine Seiten kapelle des herrlichen Tempels trat, erblickte sie ein kleines, ganz schwarz gekleidetes Mädchen von etwa acht Jahren, das ganz allein auf der Stufe des Altars kniete. Das Kind betete mit festgefalteten Händen so andächtig, und blickte so unverwandt zu dem Altare auf, daß es gar nicht darauf achtete, wer da vorbei gehe. Die hellen Thränen tröpfelten ihm über die blühendrothen Wangen. Das schöne, unschuldvolle Gesicht des Kindes hatte einen Ausdruck von Wehmuth und Ergebung, von Andacht und Innigkeit, der über alle Beschreibung ging.

Die Frau von Linden empfand das innigste Mitleiden, das herzlichste Wohlwollen, ja selbst eine Art von Ehrfurcht gegen das betende Kind. Sie wollte es in seiner Andacht nicht stören. Erst als es von dem Gebete aufstand, näherte sie sich dem Kinde, und sprach mit sanfter Stimme: „Du bist wohl sehr traurig, liebe Kleine! Was fehlt dir, und warum weinest du?“

„Ach,“ sagte das Kind, und die Thränen flossen ihm aufs Neue über die Wangen, „vor einem Jahre an eben diesem Tage ist mein Vater gestorben, und heut vor acht Tagen haben sie meine Mutter begraben!“

„Um was hast du den lieben Gott denn so herzlich gebeten?“ fragte die Frau weiter.

„Daß Er sich meiner erbarme,“ antwortete das Kind. „Ich habe keine andere Zuflucht, als zu Ihm. Zwar bin ich noch bei den Leuten, in deren Hause wir zur Miethe wohnten. Allein bleiben kann ich da nicht. Morgen soll ich weiter; das hat mir der Hausherr erst heute wieder gesagt. Ich habe in der Stadt wohl noch einige Verwandte, und wünschte wohl recht herzlich, daß Einer oder der Andere sich meiner erbarmen, und mich annehmen möchte. Auch der Herr Pfarrer an dieser Kirche, der meine selige Mutter während ihrer Krankheit öfter besucht und ihr unbeschreiblich viel Gutes gethan hat, sagte es ihnen sehr nachdrück-

lich, es sey ihre Pflicht, mich anzunehmen. Allein sie können nicht einig werden, wer die Last übernehmen soll, mich zu erziehen. Ich kann ihnen das auch nicht übel nehmen; denn sie haben selbst viele Kinder, und nichts dazu, als was sie mit ihrer Handarbeit täglich verdienen.«

»Armes Kind!« sprach die Frau von Linden, „da ist es wohl kein Wunder, daß du traurig bist.«

»Freilich wohl,« sagte das Kind, „ich kam auch recht traurig hieher; aber der liebe Gott hat mir auf einmal alle Traurigkeit vom Herzen hinweggenommen; ich bin nun ganz getrost, und habe keine Sorge mehr, als nur immer nach Seinem Willen zu leben, damit Er Wohlgefallen an mir haben könne.«

Die Worte des schuldlosen Kindes, und die Redlichkeit, die ihm aus seinen rothgeweinten Augen blickte, drangen der edlen Frau durch das Herz. Sie blickte das Kind so freundlich wie eine zärtliche Mutter an, und sagte: „Ich denke, Gott hat dein Gebet erhört, meine liebe Kleine! Bleibe auf deinem Vorsatze; bleibe immer so fromm und gut, und sey getrost. Dir soll geholfen werden. Komm mit mir!«

Die gute Kleine sah die fremde Frau verwundert an, und blieb unentschlossen stehen. „Ja, wohin denn?« sagte sie; „Ich darf nicht, ich muß nach Hause.«

Die Frau von Linden sprach: „Ich kenne den würdigen Herrn Pfarrer, der, wie du sagst, deiner kranken Mutter so viel Gutes erwiesen hat, sehr wohl. Zu ihm wollen wir gehen. Mit ihm will ich überlegen, wie dir zu helfen sey.“

Nachdem sie dieses gesagt hatte, bot sie dem Kinde liebreich die Hand, und das Kind ging nun voll Freuden mit ihr.

Drittes Kapitel.

Ein würdiger Geistliche.

Der vortreffliche Pfarrer, ein etwas betagter Mann, so ehrwürdig von Aussehen, fast wie ein Apostel, stand mit frohem Erstaunen von seinem Schreibtische auf, als er die Frau mit dem Kinde an der Hand hereintreten sah. Frau von Linden erzählte ihm, wie sie das Kind eben jetzt erst kennen lernte, und hieß das Kind dann ein wenig hinausgehen, weil sie mit dem Herrn Pfarrer noch besonders zu reden habe.

„Lieber Herr Pfarrer!“ sprach sie nun, als das Kind hinaus war, „ich habe im Sinne, dieses Mädchen zu mir zu nehmen, und Mutterstelle an ihm zu vertreten. Meine eigenen Kinder starben alle

in ihrem zarten Alter. Mein Herz sagt mir, daß ich die Liebe, die ich zu ihnen hatte, diesem Kinde zuwenden könnte. Doch wünschte ich zuvor noch zu erfahren, ob Sie, der Sie sowohl die Eltern, als auch das Kind genauer kennen, mir dazu rathen. Was sagen nun Sie dazu? Ich möchte mein kurzes, schnell vorüber gehendes Daseyn auf Erden gern mit einer oder der andern wohlthätigen Handlung bezeichnen. Glauben Sie, daß die Wohlthat, die ich diesem Kinde erweisen möchte, gut angewandt wäre?“

Der fromme Mann erhob seine Augen, in denen Freudenthränen glänzten, und seine gefalteten Hände anbetend zum Himmel, und sprach: „Gottes heilige Vorsicht sey ewig gepriesen! Ein größeres Werk der Barmherzigkeit können Sie nicht leicht thun — und ein frömmeres, sittsameres und verständigeres Kind könnten Sie auch nicht leicht finden, als die kleine Sophie. Ihre beiden Eltern waren die rechtschaffensten Leute von der Welt; wahrhaftig fromm und christlich. Sie gaben diesem ihrem einzigen Kinde eine sehr gute Erziehung. Schade, daß sie dieselbe nicht vollenden konnten! — O ich werde es nie vergessen, mit welchem Kummer die sterbende Mutter auf dieses ihr innig geliebtes Kind hinblickte, das weinend und schluchzend unten an ihrem Sterbebette stand; mit welchem vertrauensvollen Blicke sie aber auch zum Himmel aufsah,

und die Worte sprach: „Du, Vater im Himmel, wirst auch hier Vater seyn. Du wirst dieser meiner Tochter eine andere Mutter geben. Das weiß ich gewiß, und sterbe getrost.“ Diese Worte der frommen Mutter werden nun erfüllt. Es ist augenscheinlich, daß Gott, der Allmächtige, Sie, verehrungswertheste, gnädige Frau, dazu auserkohren hat, die zweite Mutter dieses Kindes zu werden. Deßwegen mußten Sie in die Hauptstadt kommen; deßwegen gab Gott es Ihnen in den Sinn, vor Ihrer Abreise noch Seinen Tempel zu besuchen. Es ist offenbar Sein Werk. Seine heilige Vorsehung sey dankbar gepriesen!“

Der würdige Pfarrer rief nun die arme Waise herein, und sprach: „Sieh, Sophie, diese fromme, gute, verehrungswürdige Frau will deine Mutter seyn. Es ist dieses für dich ein sehr großes Glück, das der liebe Gott dir beschert. Willst du nun mit ihr gehen und ihr eine gute Tochter werden?“

Sophie sagte freudig: „Ja!“ und fing an vor Freude zu weinen. Sie konnte vor Weinen nicht weiter reden. Sie dankte der gnädigen Frau bloß mit Blicken, und küßte ihr stillschweigend die Hand.

„Sieh, mein Kind,“ fuhr der Pfarrer fort, „wie Gott für dich sorgt! Da deine selige Mutter auf dem Sterbebette lag, hatte Er diese deine zweite Mutter, ohne daß wir etwas davon wußten, schon hieher geführt, und Er ließ sie nicht von hier ab-

reisen, bevor sie dich gefunden und zu ihrer Tochter angenommen hatte. Erkenne darin Seine liebevolle Vatersorgfalt! Liebe Ihn von ganzem Herzen, den lieben, guten, barmherzigen Gott, der sich deiner so sichtbar annimmt; vertrau auf Ihn, und halte Seine Gebote. Sey gegen die gnädige Frau, diese deine neue Mutter, die dir Gott gegeben hat, ein so gutes, folgsames Kind, wie du es gegen deine verstorbene Mutter warst. Dann wird die gnädige Frau an dir Freude erleben, und es wird dir wohl gehen! Merke dir noch dieses besonders: Es werden dir in deinem künftigen Leben zwar Leiden und Trübsale nicht ganz ausbleiben; allein bete dann mit einem eben so kindlichen Vertrauen zu Gott, wie du eben jetzt in unserer Pfarrkirche gebetet hast, so wird Er allzeit dein treuer Helfer seyn, wie Er dir eben jetzt geholfen hat.«

Nun wurden noch die Verwandten des Kindes gerufen. Sie machten nicht die geringste Einwendung dagegen, daß die gnädige Frau die arme Waise annehmen wolle. Sie freuten sich vielmehr darüber, und waren mit Allem sehr zufrieden. Eine noch größere Freude und Zufriedenheit zeigten sie aber, als die Frau von Linden erklärte, sie wolle das Mädchen so annehmen, wie es stehe und gehe, und die kleine Verlassenschaft der Verstorbenen, nebst Sophiens übrigen Kleidern, ihnen und ihren Kindern überlassen. Sophie wünschte sich nur noch

einige Andachtsbücher ihrer Mutter zum frommen Andenken, die man ihr dann auch gern überließ.

Am folgenden Morgen sehr frühe nahm die Frau von Linden Sophie zu sich in den Reisewagen, und fuhr mit ihr zurück auf ihr Schloß.

Viertes Kapitel.

Die edle Pflegemutter.

Frau von Linden war auf ihrem Schlosse spät in der Nacht mit Sophien angekommen. Da man sie erwartet hatte, so war das Abendessen schon längst bereit. Sie setzte sich zu Tische, und ließ die kleine Sophie neben sich sitzen. Sie selbst aß nur noch einiges Wenige, legte aber Sophien von Allem reichlich vor. Hierauf führte sie das Kind auf ein kleines, artiges Zimmer. „Dieß,“ sagte sie, „ist von nun an dein Schlafzimmer. Da du das erste Mal hier über Nacht bleibst, so bete dein Abendgebet mit besonderer Andacht, und weihe gleichsam so dieses Zimmer zu deiner Wohnung ein. Bitte den lieben Gott, Er wolle immer mit dir seyn, und dir deinen Aufenthalt dahier zum Segen gereichen lassen. Nun, gute Nacht, schlaf wohl, und vergiß nicht, das Licht auszulöschen.“

Sophie war über die Freundlichkeit der Frau, und noch mehr über die Güte Gottes, der so väterlich für sie gesorgt hatte, ganz entzückt. Mit Thränen des Dankes in den Augen betete sie ihr Abendgebet, und mit noch gefalteten Händen schlief sie ein.

Als Sophie Morgens erwachte, fand sie neue Ursache, sich zu freuen, und Gott zu danken. In der Stadt hatte sie in einer finstern Straße eine sehr enge, traurige Wohnung gehabt; in ihr dunkles Schlafkämmerlein hatte das ganze Jahr hindurch weder Sonne noch Mond hinein geschienen. Allein hier, in dem Schlosse, schien ihr sogleich die aufgehende Sonne in das Fenster, und weckte sie.

Sophie stand sogleich auf, trat an das Fenster, und blickte nun so recht in den vollen Frühling hinaus. Der Gemüsegarten unten am Schlosse prangte mit grünen Kräutern und farbigen Blumen aller Art. Seitwärts den Hügel hinauf zog sich der Baumgarten, der von reichlichen Blüthen fast ganz weiß und roth war. Zur andern Seite hatte man eine schöne Aussicht über artige Dörfer, wohlgebaute, bereits herrlich grünende Getreidfelder und blumige Wiesen, die von waldigen Bergen begränzt wurden. Sophie sank auf die Knie, und dankte Gott von Neuem, daß Er sie an einen so freundlichen Ort, und zu einer noch freundlichern Frau geführt habe.

Die menschenfreundliche Frau bezeigte sich gegen

Sophie als eine wahrhaft liebevolle Mutter; aber auch Sophie hing mit der kindlichsten Liebe an ihr, und that Alles, was sie ihr nur an den Augen ansehen konnte, mit Freuden. Gar oft, ehe die Frau noch ein Wort sagte, war Sophie schon auf dem Wege, Dieses oder Jenes herbeizubringen. Sie war so fromm, so aufrichtig, so bescheiden, daß die Frau das Kind mit jedem Tage lieber gewann.

Frau von Linden schickte Sophien, die bereits sehr gut lesen konnte, und auch im Schreiben und Rechnen einen guten Anfang gemacht hatte, sehr fleißig zur Schule, die durch die Wohlthätigkeit der edlen Frau sehr wohl bestellt war. Den Unterricht in der Religion erhielt Sophie mit andern Kindern von dem würdigen Pfarrer des Dorfes, der die Schule fast täglich besuchte, und ein wahrer Kinderfreund war. Sophie war nicht nur die aufmerksamste Schülerin, sondern sie befliß sich auch, die guten Lehren, die sie in der Schule hörte, zu Hause getreulich zu befolgen.

Außer der Schulzeit mußte Sophie in der Küche und dem Garten, so viel es ihre Kräfte erlaubten, mithelfen, theils um jede Arbeit frühzeitig zu lernen, theils damit sie, von Kindheit auf, an ein arbeitsames Leben gewöhnt würde. Wenn es sonst nichts zu thun gab, durfte sie mit ihrer Strickerei oder ihrem Spinnrädchen auf das Zimmer der gnädigen Frau kommen, und die Gespräche der from-

men, gebildeten Frau waren für sie sehr lehrreich. In der Folge unterrichtete die gnädige Frau selbst sie noch im Nähen und Sticken, und lehrte sie alle, einer guten Haushälterin nöthige Geschäfte.

Die verständige Frau ließ Sophie auch sehr schön und anständig, aber nur bürgerlich kleiden. „Denn“ sagte sie, „manche Bürgermädchen, die sich über ihren Stand kleiden, finden schwer eine gute Versorgung. Dem Bürgersmanne sind sie zu vornehm, und den Vornehmen sind sie zu gering.“

Unter der Aufsicht und Leitung einer so vortrefflichen Erzieherin wuchs Sophie auf, und ward in ihrer bürgerlichen Kleidung recht das Bild einer unschuldigen, bescheidenen Jungfrau. Sie blühte, — weil nie eine unlautere Begierde ihr Herz entweiht hatte, — schöner als eine Rose. Manches geputzte Fräulein, das durch Zorn, Tanzwuth, oder andere böse Leidenschaften ihre schöne Gestalt zerstört hatte, beneidete das liebliche Bürgermädchen um ihr blühendes Aussehen.

Fünftes Kapitel.

Die gute Pflegetochter.

Sophie hatte bei Frau von Linden über zehn Jahre sehr vergnügt und glücklich zugebracht.

Allein nun wurde die vortreffliche Frau krank. Sophie wurde nun die zärtlichste Verpflegerin ihrer theuern Pflegemutter, und bediente sie mit einer Liebe, als wäre die Frau ihre eigene Mutter. Sophiens Sorgfalt für die geliebte Kranke erstreckte sich auf die kleinsten Dinge. Sie sprach immer so sanft, und ihre Fußtritte waren immer so leise, daß die Kranke nicht im Geringsten beunruhigt wurde. Sie öffnete und schloß die Thüren so still und ohne Geräusch, daß man es kaum hörte. Frau von Linden hatte in ihrer Krankheit Niemanden lieber um sich, als sie. Oft saß Sophie ganze Nächte hindurch in dem Lehnsessel des düstern Krankenzimmers, das nur von einem dämmernden Nachtlichte schwach erhellt war, und wenn sie auch etwas einschlummerte, so eilte sie auf das leiseste Geräusch der Kranken wieder herbei. Die Frau war sehr lange krank, und Sophie ward nicht müde, sie zu bedienen.

Frau von Linden wußte diese kindliche Liebe zu schätzen, und segnete den Augenblick, da sie Sophien zu sich genommen hatte. Einmal in einer rauhen, sehr kalten Winternacht, in der die Kranke sich schlimmer, als je befand, verlangte sie Thee. Sophie machte in der Küche den Thee, und brachte ihn, zitternd vor Frost, an das Bett. Frau von Linden trank ihn, gab die Schale zurück und sagte: „Liebe Sophie, du thust sehr viel für mich! Eine Tochter

könnte nicht mehr für mich thun. Gott vergelte es dir. Und auch ich werde es dir nicht ganz unbelohnt lassen. Ich habe dich in meinem Testamente bedacht. Liebe läßt sich zwar nicht bezahlen. Du wirst aber doch sehen, daß ich nicht undankbar bin. Ich habe dir eine Summe ausgesetzt, daß deine Armuth kein Hinderniß mehr seyn wird, dich ordentlich zu verheirathen. Nach meinem Tode wirst du es erfahren.“

Sophie weinte, und bat, doch nicht mehr vom Sterben zu reden.

Allein die edle Frau sagte: „Weine nicht, gutes Kind! Der Tod ist nicht so fürchterlich, als er scheint. Er ist ein ernster Freund — aber doch ein Freund, der uns aus dem Gefängnisse, in dem wir schmachten, aus diesem hinfälligen Leibe, befreit, und uns das Thor in eine schönere Welt aufthut. Ich freue mich, bald Denjenigen zu sehen, an Den ich geglaubt habe, ohne Ihn zu sehen. Bleibe von Herzen fromm, liebe Sophie, wandle stets auf Gottes Wegen, habe unsern göttlichen Erlöser, der aus Liebe zu uns am Kreuze starb, stets von Herzen lieb, thue nie etwas Böses, und immer nur Gutes, so wird dir einst der Tod auch leicht und süß seyn! — Es ist nichts Schreckliches, von allen Leiden befreit zu werden, und es besser zu bekommen.“

Frau von Linden schwieg eine Weile. Sie

hatte ein kleines hölzernes Kreuz in der Hand. Das Bildniß des Gekreuzigten war mit altdeutscher Kunst in das Holz sehr anmuthig eingeschnitten. Sie küßte es mit Thränen frommer Rührung, und sagte: „Noch sehe ich Ihn, meinen Erlöser, nur in diesem Bildnisse! Aber bald — o der Freude! — bald von Angesicht zu Angesicht! Bis dahin erinnert mich dieses Bildniß — so unendlich weit es auch unter dem Urbilde ist! — dennoch an die große Liebe, mit der Er für mich am Kreuze blutete, erblaßte, Sein Haupt neigte und starb!“

„Glaube mir, liebe Sophie,“ sprach sie über eine Weile, „Er war schon hier auf Erden mein bester Freund; das habe ich oft an meinem Herzen erfahren. Die süßesten Stunden meines Lebens sind die, die ich in Betrachtung Seines Wortes, Seines Beispiels, Seiner Liebe bis zum Tode, und im Gebete und Herzensumgange mit Ihm zugebracht habe. Es ist für uns Menschen kein anderes Heil, als im Glauben an Ihn, und in Vollbringung seines Wortes! Wenn wir im Leiden auf Ihn vertrauen, so läßt Er es uns nie an sicherm Troste fehlen!“

„Und so, meine gute Sophie,“ sprach sie noch mit schwacher Stimme, „finde ich in Seinen Worten auch jetzt den letzten Trost. Er sagte es ja Seinen Jüngern so treulich: „In meines Vaters Hause sind viele Wohnungen — wenn es anders wäre,

hätte ich es euch gesagt. Ich gehe hin, euch dort eine Stätte zu bereiten.« So sprach Er, und ich denke, meine Stätte ist bereit — mein Herr kommt und ruft mich, und ich folge Ihm mit Freude.«

Sie wollte noch Einiges sagen. Allein ihre Stimme brach. »In Deine Hände,« sagte sie jetzt noch ganz schwach und leise, »empfehle ich meinen Geist!« und dieses waren ihre letzten vernehmlichen Worte. Sie ward sehr schwach und schloß die Augen. Sophie weckte die Leute des Hauses. Der Herr Pfarrer ward gerufen. Er betete der Sterbenden vor. Sie öffnete die Augen, und winkte, daß sie ihn verstehe. Man sah, daß sie still mitbetete. Nach einer Stunde verschied die fromme, gottselige Frau, und Sophie weinte so heiße Thränen, wie damals, als ihre eigene Mutter gestorben war.

Sechstes Kapitel.

Die Erbschaft.

Da Frau von Linden in der ganzen Gegend weit umher aufrichtig verehrt wurde, und da besonders die Armen in ihr die größte Wohlthäterin verloren hatten, so fand sich bei dem Leichenbegängnisse eine große Menge Menschen ein, und unzäh-

lige Thränen wurden dabei vergossen. Auch viele vornehme Anverwandte waren, in tiefe Trauer gekleidet, dabei zugegen.

Nachdem die traurige Feierlichkeit geendigt war, wurde das Testament eröffnet. Sophien waren zwei tausend Thaler ausgemacht. Die Zinsen hatte sie von dem Tage an, wo das Testament eröffnet ward, zu genießen; das Kapital aber war zu ihrem Heirathsgute bestimmt. Ueberdies ward ihr gestattet, aus den Kostbarkeiten der Verstorbenen eines der schönsten Stücke, was für eines sie nach reifer Ueberlegung nur immer verlangen würde, sich zum Andenken auszuwählen.

Einige der Herren Vettern und Frauen Basen hatten über die zwei tausend Thaler große Augen und sehr verdrießliche Gesichter gemacht. Die jungen Fräulein aber waren über den Verlust des schönsten Stückes aus dem Schmucke der seligen Tante höchst unzufrieden. Sie sagten indeß mit verstellter Freundlichkeit zu Sophien: „Sieh, dieses Kleid von prächtigem Stoffe mit den farbenreichen Blumen nimm! Schau' es nur einmal recht an! Die Blumen sind von so seltener Art, daß noch kein Mensch dergleichen gesehen hat, und jeder Blumenstrauß ist beinahe so groß, als ein Teller. Und wie dicht der Stoff gewebt ist! Wenn man das Kleid nur so hinstellte, ohne es anzuziehen, so bliebe es aufrecht stehen. Es war das Brautkleid

der seligen Tante. Herrlicheres gibt es nichts! Das gibt einmal ein Brautkleid für dich.«

Einer der Verwandten aber, ein Herr von Hagen, ein sehr rechtschaffener, etwas ältlicher Offizier, sagte: „Das Kleid taugt ganz und gar nicht für Sophie. Schwätzt ihr kein solch tolles Zeug vor. Ueberhaupt habt Ihr da nichts darein zu reden. Laßt sie selbst wählen!« Allein die Fräulein schalten ihn unartig, und gaben sich alle erdenkliche Mühe, Sophien bald dieses, bald jenes Stück von geringem Werthe unter großen Lobpreisungen aufzudringen.

Sophie wurde von dem vielen Zureden fast betäubt, und schien unentschlossen, was sie wählen sollte. Endlich sprach der brave Beamte, der das Testament eröffnet hatte: „Sophie ist eine arme Waise. Ich muß zufolge meiner Amtspflicht mich ihrer annehmen. Es sind Stücke da von großem Werthe — von Gold und Edelsteinen. Die Frau von Linden hatte, wie ich zuverläßig weiß, und wie auch das Testament deutlich genug sagt, die Absicht, Sophien etwas von Werth zu hinterlassen, das ihr zur Zeit der Noth ein Nothpfennig seyn könnte. Auch wird in dem Testamente weislich darauf hingedeutet, Sophie soll die Sache zuvor wohl überlegen, damit sie sich nicht übereile. Ich gebe daher Sophien Bedenkzeit, was sie wählen wolle. Sie mag auch verständige Freunde zu

Rath ziehen, und dann morgen sich erklären, was sie wünsche — und ich werde es ihr dann ausfolgen lassen.« Hierauf gingen alle, und einige murrend und sehr unzufrieden, auseinander.

Nun schien es, daß es große Streitigkeiten abgeben würde. Die Köchin im Schlosse rieth Sophien, den Ring mit dem großen Diamant zu wählen, oder die Schnur Perlen, die alle sehr schön und ächt waren. Der alte Schloßgärtner sagte, das kleine schöne Porträt der seligen Frau, das in Gold und Diamanten gefaßt sey, schicke sich am besten zu einem Andenken für Sophie. Die fremden Bedienten und Kammerjungfern aber behaupteten, ihre gnädigen Herrschaften würden es nie zugeben, daß Sophie etwas wähle, das ein Bürgermädchen nicht einmal tragen dürfe; denn es könne nie der Sinn der gnädigen Tante gewesen seyn, ihr etwas dergleichen zu vermachen.

Als man am andern Morgen zusammen kam, hatte der Amtmann sämmtliche Kostbarkeiten, schön geordnet auf einer grünen Tafel ausgelegt. Man erblickte da Haarnadeln und Ohrenbehänge mit Edelsteinen, goldene Ketten, Spangen und allerlei Kleinode, den Diamantring, die Perlenschnur, und das kleine Porträt mit Diamanten. Sophie sollte nun wählen. Die meisten Erben standen wie zum Streite gerüstet da, und besonders einige Fräulein schossen drohende Blicke auf Sophie.

Allein Sophie sagte: „O meine gnädigen Fräulein! Es ist mir nicht im Geringsten darum zu thun, ein Andenken von Geldeswerth zu erhalten. Das kleinste unbedeutenste Stück würde, da es von einer so guten Frau ist, für mich schon den größten Werth haben. Auch hat mich die selige gnädige Frau ja mit der Summe Geldes reichlich genug bedacht, und ich habe diese nicht verdient. Da ich indeß frei wählen darf, so bitte ich mir das kleine hölzerne Kreuz aus, mit dem in der Hand die gnädige Frau starb, und das sie mit ihren letzten Thränen und mit ihrem Todesschweiße benetzte. Dies ist mir das theuerste Andenken. Es wird mich an die letzten Ermahnungen erinnern, die sie mit bereits erblaßten Lippen mir gab. Wenn ich diese guten Lehren befolge, so werde ich — im Glauben, daß es etwas Besseres als Erdengüter gebe, — Gold und Edelsteine leicht entbehren können. Der Segen der seligen Frau wird dann auf mir ruhen.“

Sophiens Bitte wurde von den Anverwandten mit großem Beifall aufgenommen, und sie ertheilten ihr über ihre fromme Wahl viele Lobsprüche, obwohl sie im Herzen darüber lachten. Die Köchin aber sagte im Herausgehen: „Du bist ein dummes Ding, daß du nichts Kostbares gewählt hast. Hast du denn nicht gesehen, wie ich dir immer winkte, und heimlich auf den Ring und die Perlenschnur deutete. Das uralte, hölzerne Kreuz hättest du so zu dir nehmen

können. Kein Mensch achtete darauf, und Niemand hätte darnach gefragt. Du bist nicht klug.“

Allein der alte Gärtner sprach: „Gott segne dich, liebes Kind! Du bist eine fromme, gute, dankbare Seele. Bei dem hölzernen Kreuze da wird mehr Segen seyn, als bei Gold oder Silber, und es wird dir in der Stunde der Noth — und wohl noch in deiner letzten Stunde mehr Trost gewähren, als Perlen und Edelsteine. Denke an mich!“

Sophie verwahrte das kleine, hölzerne Kreuz in ihrem Kasten, und es war ihr unter Allem was sich in dem Kasten befand, das schätzbarste Stück. Das Bewußtseyn, aus Liebe zum Frieden sich mit Wenigem begnügt zu haben, gewährte ihr das reinste Vergnügen, und die seligste Beruhigung. Die eigennützigen Fräulein aber geriethen über die Theilung der Kostbarkeiten, unter einander selbst, noch in große Streitigkeiten, und hatten von der reichen Erbschaft in der That mehr Verdruß, als Vergnügen.

Siebentes Kapitel.

Die zufriedene Ehe.

Etwa ein Jahr, bevor die Frau von Linden starb, hatte der Sohn des Gärtners, ein sehr recht-

schaffener, wohlgesitteter, blühender Jüngling, gewünscht, Sophie zur Ehe zu bekommen. Er hatte, da seine Mutter nicht mehr lebte, mit seinem Vater darüber gesprochen, und der Vater, der diese Wahl vollkommen billigte, hatte die Sache bei der gnädigen Frau angebracht.

Die gnädige Frau, der Sophiens Gesinnungen schon bekannt waren, hatte sich so erklärt: „Euer Wunsch, mein lieber Gärtner, und der Wunsch Eures Sohnes ist auch der meinige. Ihr habt Euren Sohn sehr gut erzogen, und ihn von Kindheit auf zur Gottesfurcht, zur Rechtschaffenheit, zur Mäßigkeit, zu Fleiß und Ordnung gewöhnt. Er hat sich auch immer so wohlanständig und eingezogen betragen, wie es einem ehrbaren Jünglinge geziemt. Ich habe also nicht nur nichts gegen die Heirath — sondern Euer Antrag macht mir vielmehr große Freude. Allein jetzt ist's noch zu frühe, daß Ihr, lieber Vater, Euren Dienst abtretet; denn Euer Wilhelm muß noch eine Zeit in die Stadt, um in der Gartenkunst, die man jetzt sehr hoch treibt, auch das noch zu lernen, was heut zu Tage von einem herrschaftlichen Gärtner gefordert wird. Kommt er nach zwei bis drei Jahren wieder zurück, und haben dann er und meine Pflegetochter noch die nämlichen Gesinnungen, nun, so werde auch ich — wenn ich anders noch lebe! — mich als Sophiens Pflegemutter bei der Hochzeit einfinden.“

Mit dieser Antwort waren sowohl der Vater, als auch Wilhelm und Sophie sehr wohl zufrieden. Frau von Linden hatte dem trefflichen Wilhelm noch einige Kleidungsstücke für die Reise machen lassen, ihn mit Reisegeld versehen, und ihm ein Empfehlungsschreiben an den fürstlichen Hofgärtner mitgegeben, und Wilhelm war hierauf abgereist.

Jetzt, nach dem Tode der seligen Frau, da Sophie nicht wußte wohin, nahm der alte Gärtner sie zu sich, und sie führte ihm die Haushaltung. Ein Jahr nachher kam Wilhelm zurück — und er und Sophie bedauerten herzlich, daß die gnädige Frau bei dem Hochzeitfeste nicht mehr zugegen seyn könne. Allein Bräutigam und Braut besuchten, so wie sie an ihrem Hochzeittage aus der Kirche traten, auf dem kleinen ländlichen Gottesacker das Grab ihrer seligen Wohlthäterin, das der junge Gärtner lieblich mit Blumen geziert hatte. Beide brachten ihr für so viele Wohlthaten unter reichlichen Thränen den herzlichsten Dank dar.

Da Wilhelm und Sophie von Herzen fromm und tugendhaft waren, einander aufrichtig liebten, und von Kindheit auf gelernt hatten, Eigensinn, Rechthaberei, üble Laune, Jähzorn und ähnliche Leidenschaften zu beherrschen, so lebten sie höchst zufrieden und vergnügt. Ihren alten Vater trugen sie gleichsam auf den Händen. Der alte Mann war hoch erfreut, seine Enkel noch zu sehen. Das

erstgeborne Knäblein hatte dem Großvater zu Ehren in der Taufe den Namen Friedrich erhalten; das zweite Kind, ein Mägdlein, bekam zum Andenken an die selige Frau von Linden den Namen Therese. Dem guten Großvater war es Herzenslust, seine Enkel auf den Schooß zu nehmen, oder auf den Armen umher zu tragen. Die kleine Familie lebte in der seligsten Eintracht.

Allein ihr Leben blieb, wie das hier unter dem Monde nun einmal so ist, nicht frei von Leiden. Der redliche Greis genoß die Freude, bei seinen Kindern und Enkeln zu leben, nur wenige Jahre. Er starb nach einem kurzem Krankenlager. Wilhelm und Sophie waren darüber tief betrübt, und weinten bei dem Leichenbegängnisse die aufrichtigsten Thränen.

Ein Jahr darauf fiel Wilhelm von einem Baume, brach den linken Arm, und ward sonst noch sehr übel zugerichtet. Er kam zwar mit dem Leben davon, allein er konnte den Arm nicht mehr recht zur Arbeit gebrauchen, und den Gärtnerdienst nicht mehr versehen. Man bedeutete ihm, er müsse in Zeit von einem Vierteljahre die herrschaftliche Wohnung räumen, und da die neue Herrschaft sehr karg war, so wurde ihm nur ein äußerst kleines Gnadengehalt an Geld, nebst etwas Getreide und Holz, ausgeworfen.

Wilhelm war sehr traurig und niedergeschlagen,

Dienst und Wohnung zu verlieren. „Wovon sollen wir nun leben,“ sagte er bekümmert, „und womit unsere Kinder erhalten?“ Er wußte seines Jammers kein Ende. Allein Sophie suchte auf allerlei Weise ihn zu trösten und zu erheitern. „Laß dir einmal ein Gleichniß sagen,“ sprach sie eines Tages. „Sieh dort im Käfig unser Kanarienvögelein, das ich noch von der gnädigen Frau habe. In ihrer letzten Krankheit war ihr sein Schlag zu laut, und sie sagte, ich solle es auf mein Zimmer tragen. Allein täglich fragte sie, ob ich nicht vergessen habe, das Vögelein zu füttern, und noch am letzten Tage ihres Lebens sagte sie, ich solle nach ihrem Tode das Vögelein mitnehmen, und wohl dafür sorgen. Ich war damals sehr bekümmert, wie es mir nach dem Tode der liebevollen Frau ergehen werde. Allein da fiel mir ein: „Sieh, diese gute Frau ist so liebreich für ein Vögelein besorgt; wie sollte der liebe Gott nicht für uns Menschen sorgen!“ Daran habe ich indessen schon oft gedacht. Ja, so oft ich in unsern gegenwärtigen bedrängten Umständen das Vögelein füttere, denke ich allemal: „Gott wird es uns und unsern lieben Kindern nie an dem nöthigen Lebensunterhalte fehlen lassen.“ Sey daher getrost, lieber Wilhelm! Gott kann unser nie vergessen. Auf Ihn wollen wir vertrauen. Er, der bisher half, wird weiter helfen. Nur müssen auch wir das Unsrige

thun. Es ist nicht leicht eine Lage des Lebens so schlimm, in der ein Mensch, der auf Gott vertraut, und arbeiten mag, nicht noch Rettung finden sollte.“

Sie überlegten nun mit einander, was zu thun sey. Sie wurden bald einig, sich in dem Dorfe ein Haus zu kaufen, und, da kein Krämer im Orte war, einen Kramladen von solchen Waaren anzulegen, die dem Landmanne am nöthigsten sind. „Den Laden, sagte Wilhelm, hoffe ich, ungeachtet meines etwas gelähmten Armes, mit leichter Mühe versehen zu können. Dabei wird es mir gut kommen, daß ich mit Schreiben und Rechnen wohl umzugehen weiß. Meinem Vater im Grabe sey noch dafür gedankt, daß er mich so fleißig zur Schule schickte.“ — „Wohl,“ sagte Sophie, „und ich hoffe mit Nähen und Sticken, worin mich die selige Frau von Linden sehr gut unterrichtete, neben meinen häuslichen Geschäften, auch noch wohl Etwas zu verdienen.“

In dem Dorfe war eben ein Haus feil. Sie beschlossen, wiewohl es ziemlich baufällig war, es zu kaufen, und wieder in guten Stand herstellen zu lassen. Allein zu dem Ankaufe und der Ausbesserung des Hauses, so wie zur Einrichtung des Ladens, hatten sie eine ansehnliche Summe Geldes nöthig. Ueberdies beliefen sich die Kosten von Wilhelms Kur sehr hoch, und diese Kosten mußten noch vor allem Andern bezahlt werden. Sophiens

zwei tausend Thaler waren bei einem Kaufmanne in der Stadt angelegt. Wilhelm begab sich in die Stadt, um einstweilen die Hälfte dieses Kapitals aufzukünden, und sie sobald möglich zu erheben. Allein der Kaufmann sagte, daß er in Zeit von einem Jahre nach der Aufkündigung, wie es in der Obligation ausbedingt worden, richtig bezahlen werde; früher aber keinen Heller. Wilhelm und Sophie sahen sich nun in großer Verlegenheit. Allein ein reicher Bauer aus dem Dorfe erbot sich, ihnen die erforderliche Summe gegen landesübliche Zinsen auf ein Jahr vorzustrecken. Sie nahmen das Anerbieten dankbar an. Das Haus wurde gekauft und ausgebessert, und bekam ein sehr heiteres, freundliches Aussehen. Sehr lieb war es dem guten Wilhelm, als einem ehemaligen Gärtner, daß sich ein kleiner Garten am Hause befand. Denn obwohl Wilhelm wegen seines beschädigten Armes nicht mehr im Stande gewesen, den großen Schloßgarten gehörig zu bearbeiten, so machte es ihm doch keine besondere Mühe, sein kleines Gärtchen sehr schön und gut anzubauen, und es prangte bald mit trefflichem Gemüse und lieblichen Blumen.

Wilhelm und Sophie schätzten sich sehr glücklich, eine eigene Wohnung zu haben. Ihre kleine, ländliche Wohnstube war freilich nur sehr einfach, allein sehr heiter und traulich. Man sah nur die nöthigsten Geräthschaften darin, und Tisch, Bank

und das Paar Stühle waren nur von Eichenholz; allein sie thaten doch die nämlichen Dienste, als wären sie von dem theuersten ausländischen Holze verfertigt. Anstatt einer kostbaren Uhr mit goldenen Verzierungen und Säulen von Alabaster hatten sie nur eine gemeine hölzerne Wanduhr; allein sie ging sehr richtig, wurde fleißig aufgezogen, und was das Beste war, die Hausbewohner theilten ihre Geschäfte den Tag über genau nach dem Stundenschlag ein. Ein Spiegel fehlte gar; indeß standen einige gute Bücher auf einem Brettchen oben an der Wand, in die sie fleißig hineinsahen, um die Gestalt der Seele wohl zu ordnen. Wilhelm las, besonders an den langen Winterabenden, während Sophie spann, daraus vor. Das gesponnene Garn hängte Sophie an der Wand auf, damit sie sehe, wie viel ihr an der Aufgabe, die sie für jede Woche sich selbst machte, noch fehle, und damit sie bis zum Samstag desto sicherer fertig werde. Dieses Garn war ein Spiegel von Sophiens Fleiß, und brachte mehr Nutzen im Hause, als der prächtigste Spiegel in goldener Rahme. Anstatt der Gemälde erblickte man bloß einen kleinen Schattenriß von Wilhelms Vater, der sie an die Tugenden des rechtschaffenen Mannes erinnerte. Das ganze Stübchen war immer höchst reinlich; Sophie duldete nirgends ein Stäubchen, und der Kehrwisch hatte immer sein bestimmtes Plätzchen an einem

Nagel, um sogleich bei der Hand zu seyn. Uebrigens hatte Wilhelm immer einige Blumengeschirre mit blühenden oder grünenden Gewächsen in dem Stübchen stehen, die einen lieblicheren Anblick gewährten, als in manchem Staatszimmer die gemalten Blumen auf den Tapeten, und die kostbarsten Meubel, die nur zum Prunke dienen.

Ihren Kramladen versahen Wilhelm und Sophie mit guten und schönen Waaren, und da Beide Jedermann freundlich begegneten, ihre vorzüglich guten Waaren zu billigen Preisen verkauften, in Maß und Gewicht immer lieber etwas mehr, als weniger gaben, und den Leuten, besonders den Kindern, fast immer noch etwas in den Kauf schenkten, so bekamen sie großen Zulauf. Sie überzeugten sich, daß die Redlichkeit am längsten währe, und daß ein kleiner, oft wiederholter Gewinn sicherer nähre, als ein großer, übermäßiger Vortheil, bei dem man auf einmal reich zu werden gedenkt, der aber um das Zutrauen und in übeln Ruf bringt, und deßhalb nicht leicht wiederkommt.

Wilhelm und Sophie fühlten sich nach den mancherlei Leiden und Beschwerden, die ihnen Wilhelms Sturz vom Baume, der Verlust des Dienstes, das Bauen, das Aus- und Einziehen verursacht hatten, wieder sehr glücklich. Sie konnten Gott nicht genug danken, daß Er sie mit ihren zwei Kindern wieder in so gute Umstände versetzt habe. Obwohl sie von ihrem

Fenster aus das herrschaftliche Schloß, aus dem sie verstoßen worden, immer vor Augen sahen, so sehnten sie sich doch gar nicht dahin zurück. Eintracht und Frieden, Freude an ihren Kindern, stete Beschäftigung und Genügsamkeit machten ihnen ihr kleines Wohnhaus mit dem Gärtchen daran zum Paradiese.

Achtes Kapitel.

Das Gebet in der Noth.

Auf Erden gibt es kein ungestörtes Glück; es ist da ein beständiger Wechsel von Leid und Freud'. Dies erfuhren Wilhelm und Sophie bald wieder auf's neue. Ehe ein Jahr verging, erscholl plötzlich in dem Dorfe die Nachricht, der Kaufmann in der Stadt, bei dem Sophiens Geld angelegt war, habe aufgehört zu zahlen, und die ganze Summe sey verloren. Der Bauer, von dem Wilhelm und Sophie die Tausend Thaler entlehnt hatten, war wohl sehr dienstfertig — allein nur, wo Geld zu gewinnen war. Seine Dienstfertigkeit rührte nicht von Menschenliebe, sondern nur von Eigennutz her. Sobald er vernahm, Sophiens Kapital in der Stadt sey verloren, kam er wie rasend in ihr Haus, und

forderte auf der Stelle seine tausend Thaler. Wilhelm und Sophie erboten sich, ihm Haus und Garten nebst dem Kramladen zu verschreiben. Allein der Bauer behauptete, das Alles gewähre ihm keine hinreichende Sicherheit. Er schimpfte und fluchte fürchterlich über Wilhelm und Sophie, obwohl sie an dem Verluste ihres Vermögens unschuldig, und ohnehin darüber äußerst bestürzt waren. Er kündete ihnen an, wenn sie ihn nicht auf den bestimmten Tag bezahlen würden, so werde er ihnen, ohne weiters, Haus und Hausgeräthe und alle Waaren im Laden, ja sogar die Betten verkaufen lassen. Dabei schlug er auf den Tisch, und schäumte vor Wuth.

Nun waren für Wilhelm und Sophie sehr traurige, kummervolle Tage angebrochen. Beide waren tief betrübt. Es war kaum mehr drei Wochen bis zu dem gefürchteten Tage, und nirgends wußten sie so viel Geld aufzutreiben. Sie vertrauten indeß auf Gott, wiewohl sie nicht sahen, wie ihnen könnte geholfen werden. Sie beteten ohne Unterlaß. Sophie fühlte bei ihrer Liebe zu ihrem Manne und ihren Kindern den größten Kummer; ihr Herz war voll unbeschreiblicher Bangigkeit. Allein sie fühlte auch das größte Vertrauen auf Gott. Am Abende vor dem Tage, an dem sie bezahlen sollte, ging sie hinauf in ein kleines Kämmerlein unter dem Dache, um da ungesehen von Mann und Kin-

dern zu weinen. Sie faßte in der Angst ihres Herzens das kleine, hölzerne Kreuz, das theure Andenken von den Leiden, der Geduld und dem frommen Vertrauen ihrer seligen Frau, fest zwischen ihre gefalteten Hände. Sie kniete nieder und fing an zu beten: „O mein göttlicher Erlöser, wie bin ich in so großen Nöthen! Ach, es ist mir gar nicht um mich! Es ist mir nur um meinen Mann, und um meine Kinder! Ach, wie wird es den armen Kleinen gehen! Mein Mutterherz möchte mir zerspringen, wenn ich daran denke. Nicht für mich, nur für sie flehe ich! Wie Du in Deiner Todesangst zu Deinem himmlischen Vater flehtest, so flehe ich jetzt auch: Vater wenn's möglich ist, so nimm diesen Kelch von mir — doch nicht mein Wille geschehe, sondern der Deine!"

Sie schwieg, und weinte wieder — und das Kreuz in ihren Händen wurde ganz naß von Thränen. „Ach," sagte sie, „mir bricht der Jammer meiner Kinder mein Mutterherz! Aber Dein Vaterherz, lieber Vater im Himmel, ist ja noch unendlich liebevoller! O höre mich! Erbarme Dich meiner und meiner Kinder! Wenn auch eine Mutter ihrer Kinder vergessen könnte, so willst Du doch unser nicht vergessen. Das hast Du ja selbst gesagt! O beweise nun Deine Vaterbarmherzigkeit!"

Sie blickte wieder schmerzlich weinend auf das Kreuz, das sie zwischen ihren festgefaltenen Händen

hielt, und sprach: „O Du mein liebreichster Erlöser! Wie Du vom Kreuze auf Deine heilige Mutter herabblicktest — so blicke jetzt vom Himmel auf eine arme, sündige Mutter herab, die in ihrem Jammer vergeht. Ja, Du bist Allen nahe, die eines zerschlagenen Herzens sind! O gieße Trost in mein Herz und hilf mir! Schon in meiner Kindheit, da ich als eine arme, vater- und mutterlose Waise nicht wußte wohin, und in meiner großen Noth und Verlassenheit dort in Deinem Tempel zu Dir flehte, hast Du mein Flehen wunderbar erhört. O erhöre mich auch jetzt!"

Nachdem sie lange auf diese und ähnliche Art gebetet hatte — sieh, da ward es ihr auf einmal so unbeschreiblich leicht und wohl um das Herz, wie damals, als sie nach dem Tode ihrer Mutter dort in der Hauptkirche der Stadt an dem Altare gekniet hatte. Sie gedachte der Worte des ehrwürdigen Stadtpfarrers, die er ihr, damals beim Abschiede, gesagt hatte: „Gott werde allezeit ihr treuer Helfer seyn, wie Er ihr in jener Noth geholfen habe." Getrost und gestärkt im Vertrauen auf Gott stand sie auch jetzt auf, nicht mehr mit Thränen des Jammers in den Augen, sondern mit süßen Thränen inniger Tröstung.

Sie wollte nun das kleine Kreuz wieder an Ort und Stelle bringen. Da bemerkte sie, daß an der Rückseite des Kreuzes ein kleines Stückchen

Holz los geworden war, und eben jetzt auf den Boden herabfiel. Das hölzerne Kreuz war ehemals etwas beschädigt, und wieder geleimt worden. Allein von ihren reichlichen Thränen, und der Wärme ihrer Hände ward der Leim aufgeweicht. Sie trat an das kleine Kammerfenster, durch das die Abendsonne herein schien, und wollte nachsehen, wie der Schaden wieder zu verbessern sey. Aber sieh — da glänzte aus dem Kreuze ein blendendheller Lichtstrahl hervor! Sophie erschrak. Sie untersuchte das Kreuz genauer, und fand, daß es innen hohl, und etwas Glänzendes darin verborgen sey. Sie entdeckte, daß an der Rückseite des Kreuzes kleine Schieber angebracht, aber so kunstreich und genau eingefügt waren, daß man sie bloß für eingelegte Arbeit hielt. Mit einiger Anstrengung gelang es ihr, die Schieber herauszuziehen, und sie erblickte nun in dem hölzernen Kreuze, das mit rothem Sammet ausgefüttert war, ein Kreuz von Diamanten, die in Gold gefaßt waren.

Sie nahm das Diamantenkreuz heraus; sie betrachtete es näher. Es funkelte an der Abendsonne mit einer Klarheit, einem abwechselnden Farbenglanze, daß die Augen es kaum ertragen konnten. Sie hatte bei ihrer gnädigen Frau öfter Diamanten gesehen; sie hielt die Steine für ächt. Sie fiel auf's neue, in Thränen ausbrechend, auf die Knie. „O Du lieber, guter Gott!“ rief sie, „da

hast Du ja mein Gebet abermal auf der Stelle erhört. O nimm diese meine Thränen als ein Opfer des Dankes gnädig auf! Du hast es mir aufs neue bewährt: Wer Dir, Du lieber Gott! vertraut, der hat auf keinen Sand gebaut.«

Neuntes Kapitel.

Freuden nach Leiden.

Während Sophie droben in ihrem Dachkämmerlein betete, saß Wilhelm in der untern Stube traurig auf der Bank. Der Gedanke, mit seinen Kindern aus dem Hause vertrieben zu werden, war ihm schrecklich. Es ward ihm ganz unbeschreiblich bange. Die Bangigkeit machte ihm so heiß, daß er ein Fenster öffnen mußte. Er ließ seinen Thränen, die er vor seiner guten Sophie immer zurück gehalten hatte, jetzt freien Lauf. Er flehte inbrünstig zu Gott um Hülfe.

Die zwei Kinder spielten in der Stube, und schienen nicht auf den Vater zu achten. Allein der kleine Fritz bemerkte dennoch, daß der Vater weine. Er sprang eilends herbei, ließ sein Spielzeug, ein kleines Wägelein, auf halbem Wege umgestürzt liegen, und fragte voll Mitleids: „Vater, warum weinest du?“

„Lieber Fritz,“ sprach der Vater, „du weißt ja, unser Nachbar, der Kaspar, will uns aus unserm Hause vertreiben, und das Haus und Alles, was wir haben, andern Leuten verkaufen. Du hast ja neulich gesehen und gehört, wie zornig er gewesen. Er will uns zwingen, daß wir von hier fortziehen, und betteln gehen. Hilf mir doch den lieben Gott bitten, daß Er dieses nicht zugebe.“

Der gute Fritz fing an bitterlich zu weinen, legte die kleinen Händchen zusammen, blickte andächtig zum Himmel, und sagte: „Lieber Vater im Himmel! Der böse Kaspar will uns das Haus nehmen. Leid' es doch nicht; ich bitte Dich darum!“

Als die kleine Therese dieses hörte, und ihr Brüderlein so herzlich weinen sah, und dem Vater in die nassen Augen blickte, fing auch sie laut an zu weinen und zu schreien. Der Vater hob das gute Kind auf seinen Schooß, um es zu trösten. Allein das Kind schlug immer die kleinen Händchen zusammen und rief mehrmal: „Lieber Gott! Bitte, bitte! Hilf, hilf!“

Der Vater hatte neben seinem Gartenmesser auf dem Fenstergesimse einen Apfel liegen, den er den Kindern hatte austheilen wollen. Er nahm jetzt geschwind den Apfel, und gab ihn dem weinenden Kinde, um es zum Schweigen zu bringen. Und Fritz sagte voll Mitleids: „Sey doch nur still, liebe Therese; dann laß ich den ganzen Apfel dir allein!

Weine nicht mehr, sagte er selbst noch weinend, und glaube mir, der liebe Gott hilft gewiß.“ Der Vater aber sprach mit einem schmerzlichen Blick zum Himmel: „Sieh diese Kinder an, lieber Gott, und erbarme Dich ihrer!“

In diesem Augenblicke trat die Mutter mit dem Kreuze in der Hand herein, und rief voll der höchsten Freude: „Nun hat Gott geholfen; helft mir Alle Ihm danken!“ Sie zeigte ihrem Manne das hölzerne Kreuz, in dem das Diamantkreuz lag, offen hin, und erzählte ihm, wie sie den verborgenen Schatz eben jetzt erst entdeckt habe.

Wilhelm warf einen Blick auf die funkelnden Steine, wollte auf die Knie sinken, schlug die Hände zusammen, und rief laut aus: „O Gott, welche wunderbare Rettung! Das Kreuz ist von großem Werthe. Wir können nun unsere Schuld bezahlen, und brauchen mit unsern Kindern nicht zu betteln!“

Der kleine Fritz, der das hölzerne Kreuz, das ihm wohl bekannt war, nur von unten auf sah, und nichts besonders daran bemerken konnte, streckte die kleine Hand empor und rief: „Ei wie, liebe Mutter, laß mich das Kreuz doch näher besehen! Ich begreife ja noch gar nichts davon, warum ihr Beide, du und der Vater, so wundert und euch so freut.“ Die Mutter zeigte ihm das Diamantkreuz, und sagte ihm, daß diese schimmernden Steine wohl mehr als tausend Thaler werth seyen. „Hum,“

sagte Fritz, „diese blitzenden Dingerchen gefallen mir nicht übel; aber zu was kann man sie denn brauchen?“ Die Mutter sagte ihm, diese edlen Steine seyen, da sie gar so schön glänzen, eigentlich nur zum Anschauen. „Ei,“ rief Fritz, „da werden die Leute wohl schwerlich so viel Geld dafür geben! Die kleinen Steinlein glänzen wohl recht schön; aber doch nicht schöner als die Thautröpflein, die man jeden Morgen, dem Tausend nach, an Gras und Blumen umsonst sehen kann.“ Die kleine Therese wäre indessen doch geneigt gewesen, ihren schönen, rothen Apfel, den sie noch in der Hand hielt, für das funkelnde Kreuz zu geben, wenn sie es hätte anhängen dürfen.

Der Vater, der sich von seinem Erstaunen kaum erholen konnte, sprach jetzt, indem er in Freudenthränen ausbrach: „O meine lieben Kinder, ihr begreifet freilich noch nicht, was für eine große Wohlthat euch Gott erwiesen hat. Allein glaubt mir, von dem Gelde, das ich für die Edelsteine bekommen werde, kann ich den Nachbar bezahlen. Wir dürfen nun wieder in unserm Hause bleiben, und unsern Garten und Alles, was wir haben, behalten.“ „Ei,“ rief Fritz, „so haben wir den lieben Gott doch nicht umsonst gebittet. Er ist doch recht gut, daß Er uns gleich geholfen hat.“ „Das ist Er,“ sprach der Vater; „darum laßt uns Ihm danken.“

Beide Eltern dankten Gott mit gefalteten Hän-

den, und blickten mit thränenvollen Augen zum Himmel. Auch die Kinder falteten die zarten Händchen, und weinten vor Freude. Und diese Thränen, womit Eltern und Kinder Gott dankten, hatten vor Ihm einen größern Werth, als die kostbarsten Diamanten in den Augen der Welt.

Zehntes Kapitel.

Segen des Leidens.

Mit Anbruch des folgenden Tages reiste Sophie in die Stadt. Vor Allem sprach sie mit dem edlen Stadtpfarrer, zu dem sie schon als Kind das ehrerbietigste Vertrauen gefühlt hatte. Er war nunmehr ein ehrwürdiger, allgemein geschätzter Greis mit schneeweißen Haaren. Sie zeigte ihm das Kreuz, und erzählte ihm die Geschichte. „So," sagte sie am Ende der Erzählung, „sind die Worte, die Sie mir als einem Kinde, vor etlichen und zwanzig Jahren, zum Abschiede gesagt haben, in Erfüllung gegangen: „Bete in Leiden und Trübsalen mit kindlichem Vertrauen zu Gott, und Er wird allzeit dein treuer Helfer seyn."

„Habt Ihr diese Worte nicht vergessen?" sagte

der gerührte Greis freundlich. „Das ist schön. Ihr seht nun, daß ich die Wahrheit gesprochen. Ja, Gott ist ein treuer Helfer in der Noth! Niemand fleht umsonst zu Ihm. Zwar hilft Gott nicht immer so schnell und augenscheinlich, wie Er Euch geholfen hat. Eure Rettung aus der Noth gehört unter die seltenen Begebenheiten. Allein dies bleibt immer gewiß: „Wer Gott vertraut, den verläßt Er nicht.“ Gott gibt ihm Trost in das Herz, steht ihm bei, daß er dem Leiden nicht unterliege, lenkt ihm das Leiden zum Besten, und führt es zu einem fröhlichen Ende. Das habt Ihr öfter erfahren. Von Eurer Kindheit an bis zu dieser Stunde hat Er als ein treuer Vater für Euch gesorgt, und Euch geholfen. Bleibt daher auch fernerhin unerschütterlich fest im Glauben an Gott und seinen geliebten Sohn, vollbringt Gottes heiligen Willen, vertraut in allen Leiden auf Ihn, erzieht Eure Kinder in eben diesem beseligenden Glauben, und Gott wird ferner mit Euch und Euren Kindern seyn, und Euch alle auch ferner aus allen Nöthen erretten, bis Er einst jede Noth enden, und Euch in Seine Freude dort oben heimnehmen wird.“

Sophie hatte nun noch eine große Bedenklichkeit, die ihr schwer auf dem Herzen lag. Sie war vorzüglich deshalb zu dem einsichtsvollen, frommen Greise gekommen, um mit ihm darüber zu sprechen. „Kann ich,“ sprach sie, „das kostbare Kreuz

als mein Eigenthum betrachten, und begehe ich an den Erben der Frau von Linden kein Unrecht, wenn ich es behalte, und zu meinem Nutzen verwende? Ach, es ist von größerm Werthe, als alles Andere, was die gute Frau an Kostbarkeiten hinterlassen hat!“

Der edle Pfarrer sprach: „Das Kreuz ist Euer! Die selige Frau von Linden wußte zwar vielleicht selbst nicht, was für Kostbarkeiten in diesem alten Familien-Erbstücke verborgen seyen. Wahrscheinlich ist es von einem Onkel, der eine hohe kirchliche Würde begleitete, an sie gekommen. Indeß war zuverläßig ihre letzte Willensmeinung, Euch das kostbarste Stück aus ihrem Schmuck zu vermachen. Aus Liebe zum Frieden, aus frommer Zufriedenheit mit Wenigem, habt Ihr bloß dieses geringe Kreuz von Holz gewählt, das Euch gar wenig Geldwerth zu haben schien. Allein Gott hat Eure Wahl gesegnet, und unter Seiner Leitung ist Euch doch noch das beste Stück aus den Kostbarkeiten der seligen Frau — wie das auch ihr Wille war — zu Theil geworden. Gott hat Euch mit dem Kreuze einen geheimen Schatz gegeben. Die Diamanten sind sehr groß; das Kreuz kann zwei bis drei tausend Thaler werth seyn. Nehmt das Diamantkreuz von Gott, verkauft es, steuert mit einem Theile des Geldes Eurer gegenwärtigen Noth, legt das Uebrige als einen Nothpfennig zurück, und genießt Eures Glückes mit Freude, mit Mäßigkeit

und Dank gegen Gott! Das hölzerne Kreuz aber bewahrt auf, als ein theures Andenken für Kinder und Kindeskinder an Eure Wohlthäterin, die fromme Frau von Linden, und noch mehr an die große Wohlthat, die Gott Euch erwiesen hat.“

Der fromme Greis legte das Diamantkreuz in das hölzerne Behältniß, schob die Schieber wieder zu und sprach: „Wer sähe es diesem armen Holze an, was für reiche Kostbarkeiten es in sich enthalte? Allein glaubt mir: Wie mit diesem Kreuze hier, so ist es mit jedem Leiden, das wir Christen sehr schön und sinnvoll ein Kreuz nennen. Von außen gleicht das Leiden diesem schlechten Holze, innen aber enthält es einen großen Schatz, der mehr werth ist, als Gold und Edelsteine. Denn Kreuz und Leiden führen uns näher zu Gott, lehren uns die Nichtigkeit irdischer Dinge einsehen, reinigen uns von Schwachheiten und Unvollkommenheiten, üben uns im Vertrauen auf Gott, in der Geduld, in der Demuth, und machen uns erst himmlischer Freude fähig. Daran denkt bei allen Leiden, und haltet es für kein Unglück, sondern für lauter Glück und Segen, wenn Gott Euch mit Leiden heimsucht. Denn es wird die Stunde kommen, wo die rauhe Hülle, die solche Schätze umschließt, abfallen, und der reinste Gewinn, schätzbarer als Gold und Edelsteine, erscheinen wird. Und geschieht dies nicht immer hier auf Erden, so werdet Ihr

doch dort in jenem Leben inne werden, daß jedes Leiden eine geheime, unaussprechlich große Wohlthat Gottes war, die uns reich macht für die Ewigkeit, und uns dann noch Freude gewährt, wenn die Welt längst vom Feuer verzehrt, und alle ihre Herrlichkeit, nebst allem Golde und Edelgestein, Staub und Asche seyn wird."

Der ehrwürdige Stadtpfarrer kannte in der Stadt einen Juwelenhändler, der ein guter Freund von ihm, und ein sehr rechtlicher Mann war. Da der alte geistliche Herr nicht gut zu Fuße war, so schickte er hin, und ließ ihn bitten, auf einige Augenblicke in das Pfarrhaus zu kommen. Der Juwelier, dessen Handel mit Edelsteinen sehr stark war, kam sogleich, besah das Diamantkreuz sehr genau, und erklärte, er wolle drei tausend Thaler dafür bezahlen — ein tausend Thaler sogleich, die übrigen aber in Fristen. Sophie war darüber hoch erfreut, begab sich am folgenden Tage zur bestimmten Stunde in das Haus des Juweliers, und nahm das Geld in Empfang.

Sophie machte übrigens aus der Geschichte ganz und gar kein Geheimniß; die Nachricht davon erfüllte bald die Stadt, und kam auch den Anverwandten der Frau von Linden, die in der Stadt wohnten, zu Ohren. Sie liefen augenblicklich zusammen, hielten Rath und beschlossen einmüthig, Sophien vor Gericht zu verklagen, um den

gefundenen Schatz an sich zu bringen. „Denn," sagten sie, „es wäre ja Unsinn, einer Bettlerin, wie diese Sophie ist, ein Diamantkreuz von drei tausend Thaler im Werthe zum Andenken zu geben. Tolleres könnte man sich gar nichts denken!"

Da trat auf einmal der alte Herr von Hagen herein, fragte, was sie beschlossen hätten, und sprach dann mit großem Nachdrucke, indem er mit seinem Krückenstocke öfter auf den Boden stieß: „Bleibt mit Eurer Klage zu Hause — und seyd froh, wenn Niemand weiters von der Sache spricht. Und wenn Eure Erbitterung Euch je nicht aller Vernunft beraubt hat, ein vernünftiges Wort zu hören, so höret, was ich Euch jetzt sagen will. Wenn damals bei der Erbtheilung es Euch Allen bekannt gewesen wäre, was für einen kostbaren Schatz das von Euch verachtete hölzerne Kreuz enthalte, und wenn die gute Sophie dann darauf bestanden wäre, das kostbare Kreuz von Diamanten auszuwählen, so hättet Ihr geldhungerigen Leute, in Kraft des Testaments es müssen geschehen lassen, und mit Grund nichts dagegen einwenden können. Was damals trotz alles Widerspruches gegolten hätte, das gilt eben so unwidersprechlich auch jetzt. Gebt Euch daher zufrieden. Uebrigens geschieht es Euch recht, daß Ihr um diesen herrlichen Fund gekommen seyd. Euer Mangel an Frömmigkeit, Eure geringe Ehrfurcht gegen die

Selige von Linden, und Eure Hartherzigkeit gegen eine arme Waise ist Schuld daran. Ihr habt immer über Sophiens hölzerne Wahl, wie Ihr spottweise zu sagen beliebtet, gelacht; nun seyd Ihr dafür bestraft, und die Reihe, verlacht zu werden, ist an Euch. Behaltet also Eure Klage zurück, um Euch nicht noch mehr zum Gespötte und Gelächter der Menschen zu machen.« So ärgerlich sie waren, so mußten sie in ihren Herzen ihm doch Recht geben, und die Klage unterblieb.

Sophie aber begab sich, ehe sie mit ihrem Gelde nach Hause reiste, zuvor noch in jene Kapelle der Hauptkirche, in der ihr kindliches Gebet, vor mehr als zwanzig Jahren, so wunderbar, wie späterhin in ihrem Dachkämmerlein, erhört wurde, und sie dankte noch einmal innig dem guten treuen Gott, der die Seinen, die auf Ihn vertrauen, und Ihm gehorchen, niemals verläßt.

Inhalt.

	Seite
Ludwig, der kleine Auswanderer	1
Das Lämmchen	105
Das hölzerne Kreuz	189

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Schmid, Christoph <<von>>,

Gesammelte Schriften des Verfassers der Ostereier, Christoph von Schmid

Bd.: 3

Augsburg 1841

Bibl.Mont. 789-3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10713792-2